erm. sp. 66 u Börner.

Volkssagen

aus dem

Orlagau

nebst

Belehrungen aus dem Sagenreiche

mitgetheilt

von

W. Börner.

Altenburg,
im Verlag bei Julius Helbig.

1838.

214. B.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Lange Zeit lagen diese Volkssagen aufgezeichnet unter andern Papieren vergraben, bis sie eines Abends zur Unterhaltung eines Freundes derartiger Volkspoesie hervorgesucht wurden. Die Aufmunterung desselben gestützt auf die Bemerkung, daß sich darunter fast lauter noch Unbekanntes und Eigenthümliches finde, veranlaßte mich zu ihrer Herausgabe. Bei der Zusammenstellung der einzelnen Blätter fanden sich darin manche unverkennbare Hindeutungen auf einen sehr frühen Zustand der Bewohner dieses Gaues, und ich ließ von Vorliebe für deutsche Alterthumkunde mich dadurch verleiten, mit diesen Sagen Belehrungen aus dem Sagenreiche zu verbinden. Männer vom Fach mögen beurtheilen, in wiefern dieser Versuch zu billigen sey oder nicht, und bestim-

men ob ich in einem zweiten Bande mit dieser Behandlung fortfahren darf, oder bloß die schlichten Sagen mittheilen soll, oder auch von jeder Fortsetzung abzustehen habe. In Bezug auf die Sagen selbst kann ich versichern, daß die eigenthümlichen Züge derselben treu bewahrt worden sind, und besonders die darin angeführten Gespräche und Verschen fast ganz so mitgetheilt werden, wie selbige sich im Munde des Volkes bis jetzt erhalten haben.

So ziehet hin, ihr Zöglinge vom Lande!
Dem guten Rath zur Folge stets bereit.
Nehmt meine besten Wünsche zum Geleit,
Und — macht dem Vater keine Schande.

Der Verfasser.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Einleitung.

Ein schöner Kreis von Freunden hatte sich in einem Städtchen des alten Orlagaues zusammengefunden. Gustav und Aimar waren der längst und vielfach ergangenen Einladung gefolgt, mit ihren Familien einige Sommermonden dort in reizender Gegend und reiner Gebirgsluft zuzubringen, wo Anton, Georg und Theodor in amtlichen Verhältnissen lebten. Heiter und reinlich, wenn auch klein, war die Wohnung, welche die Angekommenen von den sie erwartenden Freunden für sich bereitet fanden, und wenige Tage reichten zu ihrer vollständigen Einrichtung aus. Mittelst der Hilfreichung, die Elsbeth und Agathe, Theodor's Gattin und Schwester, ihnen dabei leisteten, hatten sich bald die Herzen der Frauen zu einem anständig traulichen Tone gegen einander aufge-

schlossen, während die Männer unter frohen Erinnerungen an frühere, gemeinschaftlich verlebte Zeiten ihren längst schon fest begründeten Brüderbund sich verinnigten. Mit Ausflügen in die wechselvollen Umgebungen des Ortes wurden die folgenden Tage verschönt.

„Hier, erblickt ihr, theure Freunde! eine Ruhestätte „unserer frühesten Altvordern, der Hermunduren oder „Teuriochämen,“ — hub Georg mit Pathos an, indem die Gesellschaft an den Fuß eines isolirten Berges gelangte. —

„Die jedoch“ — unterbrach ihn Anton — „durch „unsern Georg in ihrer Ruhe sehr gestört worden „sind, denn gleich einem Maulwurfe hat er Grab für „Grab derselben nach Alterthümern durchwühlt.“

„Und zwar mit Fug und Recht,“ — erwiederte der Erstere — „denn ihr seht in mir ein nicht zu „verachtendes Mitglied des Voigtländisch-alterthum„forschenden Vereins, das schöne Entdeckungen be„reits auf diesem Felde gemacht zu haben sich schmei„cheln darf.“

„Wenn nur“ — wandte Anton lächelnd ein — „das Meiste darunter nicht auf Hypothesen bloß erbaut „wäre, als da sind die kugelförmigen Steine mit der

„vermeintlichen Runenschrift, der Zug der Römer „durch unsere Gegend, weil einige Römische Münzen „darin aufgefunden worden sind und eine Stelle die „Porte heißt, so wie die Sorbischen Grabhügel, „welche sich als Schlackenhaufen von Eisenhammer„werken ausweisen dürften.“

„Was wäre Wahrheit, wenn kein Irrthum wäre?“ rief Georg aus — „hätten unsere Voraltern das „deutsche Alterthum mehr erhellet, so brauchten wir „nicht so häufig im Dunkeln zu tappen. So lange aber „dieses Dunkel nicht gelichtet ist, dürfen wir Deutsche „uns keiner eigentlichen Geschichte rühmen, so lange „sind wir uns selbst unverständlich mit unserer Spra„che, unsern Sitten, unsern Gebräuchen, Gewohnheiten „und Festen, ja vielleicht sogar in unsern Anlagen und „Fähigkeiten und in unserer Sittlichkeit. Die Alter„thumskunde, und namentlich die deutsche, vermag „jedem Deutschen, der seinen Beruf mit wahrer Theil„nahme betreibt, Aufschluß über die geheimsten Trieb„federn desselben zu geben, und ist folglich für den wis„senschaftlich sich bildenden Geistlichen, Juristen und „Mediciner, so wie für den reifer werdenden Bürger „und Landmann von unendlich hohem Werthe. Oder

„mußte man nicht bisher glauben, daß unser Volk, „gleich den Zigeunern, aus der Erde hervorgewachsen sey, „und unsere Künste und Gewerbfertigkeiten angeboren „worden oder mit der Muttermilch einzutränken wären? „Freilich der Arbeiter bedarf es viele, denn eine große „Aerndte steht uns bevor, an Urkunden, die in den Ar- „chiven unbenutzt noch modern und an Fundgräbereien, „an Volkssagen, die unsere Generation in einseitiger „Aufklärung bald ganz vergessen haben wird, an alten „Sitten, Gebräuchen, Sprüchwörtern und Stamm- „worten, von den allen, wenn wir sorglos darüber „fortleben, in Kurzem nichts mehr vorhanden seyn „kann. Aber denkt euch, Freunde! das Licht, welches „sich über unsere Vorzeit verbreiten würde und müßte, „wenn in jedem Bezirke oder ehemaligem Gau für „jeden dieser Theile der Alterthumskunde Männer „sich fänden, welche dieselben mit Vorkenntnissen und „Liebe bearbeiteten. O es ist gegenwärtig ja die Zeit „der Vereine, wir haben theologische und medicinische, „juristische und naturwissenschaftliche, Gewerb-, Kunst-, „Sänger-, Männer- und Frauen-, musikalische, ökono- „mische, pädagogische und was weiß ich, noch alles „für Vereine; ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß

»unsere Zeitgenossen sich auch für die Befriedigung »dieses Bedürfnisses noch vereinen werden, und dann »erst wird es eine Lust werden, Geschichtsforscher »unter den Geschichtsforschern, Mensch unter Men»schen zu seyn.«

»Bravo, Freund Alterthümler!« — versetzte Theodor — »du hast deine Vertheidigung gut geführt. »Es bedürfte noch ein Kleines und du hättest mich »selbst für deine Sache gewonnen. Wir wollen bei »gelegener Zeit dich weiter darüber hören.«

Der erste freie Nachmittag wurde hierauf einem gemeinschaftlichen Besuche bei Georg und der Besichtigung seiner Sammlung von Alterthümern gewidmet. Mit dem Selbstgefühl eines glücklichen Sammlers führte der Wirth die Gesellschaft in sein Museum ein. Schränke standen an den Wänden des Zimmers, deren Inhalt Aufschriften in Runenchiffern bezeichneten. Großartige Urnen, Opfergefäße und Götzengebilde dienten zu Aufsatz und Schmuck derselben. Rüstungen, Waffen, Runenstäbe u. dergl. waren in geschmackvoller Anordnung in den Zwischenräumen angebracht und aufgestellt, und gaben vorläufig dem Gefühle der Beschauenden die

erwünschte Stimmung. Jetzt wurden die inhaltreichen Behälter aufgeschlossen, und nur mit Mühe verbarg der Besitzer seine Angst, als voll Neugier der weibliche Theil der Anwesenden den alterthümlichen Schmuck ergriff und, begleitet von so manchem Ausruf der Verwunderung, von einer Hand in die andere wandern ließ. Den Männern war die Beklommenheit ihres Freundes jedoch nicht entgangen, sie machten auf die Zerbrechlichkeit von Gegenständen aufmerksam, an denen die Zeit seit Jahrtausenden bereits genagt hatte und stellten die erforderliche Ordnung und Ruhe her. Mit erleichtertem Herzen nahm Georg nun dozirend das Wort und leitete als gewandter Mentor die Gesellschaft von einem Schranke zum andern.

Hier bot sich dem Blicke eine beträchtliche Anzahl von Gefäßen dar, verschieden nach Form und Größe, so wie nach der Masse, woraus sie bestanden. In gelehrtem Tone erklärte der Wirth die verschiedenartige Bestimmung derselben bei den Alten, zur Aufbewahrung der Asche von den verbrannten Toden, oder zur Mitgabe von Speisen und Getränken für die unverbrannt Beerdigten, zur Darbringung von Opfer-

gaben, zu gottesdienstlichen Räucherungen, zur Beilage eines Lieblingsgegenstandes des Verstorbenen, oder zum Auffassen der Thränen zurückgebliebener Freunde und Verwandte, und bewies dabei, wie diese Gefäße, nach Farbe, Form und Masse, auch nach Art und Weise ihrer Fertigung, in Hermundurische, Fränkische, Cattische, Celtische und Sorbische zu unterscheiden seyen. Vor der Hand hatte Georg nichts für seine Schätze von voreiliger Berührung zu befürchten. Grauen äußerten die Frauen bei dem Anblick der dunkelfarbigen den Gräbern entnommenen Urnen, in stille Betrachtung versunken umstanden sie die Männer, und Agathen trat eine Thräne in das Auge im Gedenken, welche heiße Thränen einst bei diesen Gegenständen geflossen seyn mochten.

Gerade entgegengesetzt diesen Denkmalen des ruhigen Todenschlummers, obgleich ihn oftmals bewirkend, waren die Alterthümer, welche der zweite Schrank in sich schloß. Lange, zweischneidige Schwerter zusammengebogen in der Trauer, daß die Verstorbenen dieselben nicht mehr schützend zu führen vermochten, und kurze Schwerter nach Art unserer Hirschfänger, Dolche und Frameen mit wunderlichen Zeichen

versehen, hornene Bogen mit Birkenrinde überzogen, Bolzen, Pfeile einfach und mit Wiederhaken, Streitärte und Streithammer aus Stein wie aus Metall, geschärfte Wurfsteine, kurz alles, was der Mensch in den frühesten Zeiten zur Bekämpfung seiner Mitmenschen hatte ersinnen können, sah man als in einer Wehr- und Rüstkammer heidnischer Vorwelt zusammengehäuft. Hier lag ein Schädel, in welchem noch fest der tödende Pfeil steckte; dort glaubte man die Spuren vergossenen Blutes an den Waffen zu gewahren, Scharten darin von Kämpfen auf Tod und Leben waren nicht zu verkennen. Georg vermochte kaum die Frauen von dem Davonlaufen abzuhalten, während die Männer mit ernster aber reger Theilnahme bei diesen Gegenständen verweilten.

„Es ist unverantwortlich“ — rief Elsbeth — „daß „man uns hieher geführt hat, gleich als wolle man „die Macht alles Gräßlichen und Grausenerregenden „an unsern Gefühlen erproben. Ich werde gewiß in „den nächsten Nächten von nichts als von Toden„köpfen, von Streithammern und von eingeschlagenen „Köpfen träumen.“

Der dritte Theil der Sammlung bot das Hausgeräthe der Urbewohner der Umgegend dar; Werkzeuge, die ihnen in Friedenszeiten daheim zur Befriedigung der Lebensbedürfnisse gedient hatten, freilich so verschieden von den unsrigen, daß sie mehrentheils erst einer Erklärung bedurften. Die Urform unserer Scheeren zeigte Georg aus einem einzigen Stücke Eisen gebildet, so daß sie ganz der Schaafscheere unserer Landleute und Schäfer glich. Margarith, Aimar's Gattin, fand sogar nicht unwahrscheinlich, daß sie auch schon in jenen Zeiten wohl diese Bestimmung gehabt haben könne. Messer aus Stein und aus Metall, Griffel von Knochen und Eisen, Wertel zum Spinnen aus Thon geformt, steinerne Handmühlen zum Zerquetschen des Getraides, metallene Instrumente zum Abhäuten der Schlacht- und Opferthiere, sichelförmige Instrumente, Wetzsteine, Nadeln, Nägel, u. dergl. mehr, lagen wohlgeordnet vor den Beschauenden ausgebreitet. Bei dem Anblick dieser Gegenstände zeigte das weibliche Personale etwas mehr Theilnahme, namentlich verlangte Anna, Gustav's Gattin, Aufschluß darüber, wozu dergleichen Griffel gedient, wie solche Handmühlen gehandhabt,

und auf welche Weise von den altdeutschen Spinnerinnen der Wertel benutzt worden sey, so daß der gute Mentor das Unausreichende seiner Kenntnisse in einigen Stücken zu bekennen sich genöthigt sah. Anton ergoß sich in Lobpreisungen der Vorzüge unserer Zeiten mit ihren Wasser- und Windmühlen, Spinn- und Dampfmaschinen, und Druckereien.

Mit weiser Berechnung hatte Georg, um seine lieben Gäste gewiß befriedigt von sich scheiden zu sehen, das Vorzeigen des alterthümlichen Schmuckes bis zuletzt aufgespart, und fürwahr zeigte sich diese Sammlung am reichsten und vollständigsten unter den übrigen Abtheilungen des Kabinetes. Das lebhafteste Interesse der Gesellschaft nahm eine Menge Hals-, Arm-, Fuß- und Fingerringe, so wie Arm- und Fingerspangen in Anspruch, welche zum Theil massiv, zum Theil hohl, aus goldartigem Metalle in verschiedene aber geschmackvolle Formen gearbeitet, nun aber durch die Länge der Zeit mit einem grünen, lackartigen Roste überzogen waren, und mitunter schöne Verzierungen darboten. Ohrringe fanden sich, denen sogar ein Gehänge von Carneol

nicht fehlte, aus Amethyst und andern Halbedelsteinen geschnitten. Halsketten einfach und doppelt aus dem Drath jenes goldartigen Metalls gewunden. Garnituren von farbigen Erd-, Stein- und Glasperlen, musivisch bearbeitete Steinperlen, so wie eine Menge Bernsteinperlen von verschiedener Stärke und Größe. Fibeln oder Kleiderhaften in den verschiedenartigsten Formen, auf das Künstlichste geschlungen, ja zum Theil mit einem emailleartigen Ueberzuge geschmückt. Lange Nestnadeln. Amulete, theils einfach aus Knochen, Muschelschaalen, Stein oder Eisen gebildet, theils kunstvoll in metallene Gehänge, Büchschen und Gefäße ausgearbeitet, deren dereinstiger Inhalt nicht mehr zu errathen war.

„Ein neuer Beweis“ — bemerkte Gustav mit satyrischem Lächeln — „daß Mutter Evens Töchter „ihre Natur zu keiner Zeit verläugnet haben.“

„Aber doch nicht minder Beweis“ — versetzte gutmachend Aimar — „daß gerade diese Nei„gung zum Putz, mehr als irgend etwas Anderes, „Cultur und Aufblühen aller Gewerbfertigkeiten be„günstigt habe, denn welch ein Unterschied zwischen „jenen rohen Massen und Formen der Geschirre,

„Waffen und häuslichen Werkzeuge und diesen wahr„haft schönen Bildungen des Schmuckes.“

„Sehr richtig dem Anschein nach“ — fiel der Besitzer ein — „nur ist es wahrscheinlich, daß die „meisten Stücke dieser Sammlung nicht wirklich alt„deutschen, sondern römischen Ursprunges sind, — wie „ein Blick in Montfaucon's römische Alterthümer und „ähnliche Kupferwerke fast nicht bezweifeln läßt, — „und von unsern Urahnen durch Tauschhandel ge„wonnen seyn mögen. Eben so unentschieden ist es „auch, ob der vorliegende Schmuck wirklich zum „Putz der altdeutschen Damen im Leben gedient „habe, oder ihnen erst im Tode angelegt worden „sey. Für die letztere Meinung scheint der enge „Umkreis der Arm- und Fußringe, so wie das Ueber„laden des Schmuckes zu zeugen, das in einigen Grä„bern sich fand.“

„O des unseligen Grüblers!“ — rief Theodor — „mir soll er nicht das schöne Bild entreißen, welches „dieser Schmuck von Perchtha der Heimchenkönigin, „den Alrunen, verwünschten Fräuleins und allem „weiblich Schönen, was uns der Vorzeit Sage „überliefert, mir vor Augen stellt.“

»Ei, sieh da, Freund Sagenjäger!« — sprach Gustav neckend drein — »wohl mag der Mohr eher »seine Haut und der Pardel seine Flecken wandeln, »ehe dein Gelüst sich stillt nach alten Weibersagen. »Mit dem Munde Gargantuas verschlingst und ver- »daust du Schlachtschwerter und Todenköpfe wie je- »ner Vielfraß Kieselsteine, um des Phantastischen nur »genug für deinen Heißhunger zu gewinnen. O hütet »euch vor ihm, ihr Lieben! denn bald genug wird er »gleich einem Vampyr an euch versuchen, ob ihr nicht »sagenartigen Inhaltes seyd. Oder pflegst du nicht »für jede Gefälligkeit, die du erzeigst, als Handlohn »eine Sage zu verlangen? Stehst du nicht allenthal- »ben auf dem Anstand, lauernd, wo ein Wild solcher »Art sich zeigen werde? Läufst du nicht den alten »Weibern bittend nach, voll Sehnsucht ein Wort von »ihnen zu vernehmen, wie kaum einer von uns vor »Zeiten seinem Mädchen und dessen Jawort mag zu »Gefallen gegangen seyn?«

»Confiteor, ich bin es eingeständig« — rief lachend Theodor — »jedoch mit Läugnen aller Schuld »daran. Ich bin ein Sagenjäger von Gottes Gnaden, »es ist mir angeboren. Als Bube schon, der kaum noch

„lesen konnte, durchsuchte ich den Büchervorrath unse-
„rer Bauern und buchstabirte noch zum Theil den
„gehörnten Siegfried, die schöne Magelone, den Kaiser
„Octavian und die heilige Genovefa durch. Meine
„Geschwister und Gespielen quälte ich mit Sagen,
„die aus unserer Kindermagd zahnlosem Munde ge-
„flossen waren, zum Theil auch, in Ermangelung
„solcher authentischen Ueberlieferung, von mir selbst
„erfunden und vorgetragen wurden. In reiferen Jah-
„ren hatte jedes hübsche Mädchen für mich etwas
„Zauberreiches und Feenhaftes. Sogar eine Buck-
„liche — stört nicht durch Lachen meine begeisternden
„Reminiszenzen — fesselte mich einst geraume Zeit
„durch ihren Geist und durch die Hoffnung, daß der
„Höcker nur zur Prüfung meiner Liebe ihr an- und
„aufgelegt worden sey.«

„Da hätte ich ja meinen Mann gefunden.« — nahm freudig Georg das Wort — „Spaß bei Seite, „gebrauche deine dir von Gott verliehene Gabe, Freund „Theodor! wuchere mit deinem Pfunde zur Aufhel- „lung unserer vaterländischen Geschichte. An Stoff „wird es dir nicht fehlen, denn reich an Volkssagen „ist unsere Gegend. Suche nur, und du wirst finden.“

„Ein wenig Geduld, mein Herr!“ — sprach Margarith — „auch andere wollen leben. Ich mache „den Vorschlag, daß unser Freund mit seinen Sagen „ein Verdienst sich um uns insgesammt erwerbe. „Sammle er, kleide ein und lese vor, wir wollen „zuhören und genießen. So hätten wir ein schönes „Band gefunden, das uns täglich versammeln und „versammelt halten könnte.“

Alle stimmten freudig bittend in den Vorschlag ein. — „Die Versuchung ist groß“ — bemerkte Theodor — „doch männlich will ich ihr widerstehen, denn „nur zu bald würde Ermüdung meines werthen „Auditoriums für das Wagniß mich bestrafen, wenn „Sage an Sage gereiht, stundenlang in demselben „Style von mir vorgetragen werden sollte.“

„Ist's dieses nur“ — berichtigte Gustav — „dem „wäre abzuhelfen. Wir dürfen nur gemeinschaftlich, ein „jedes in seiner Weise, jede einzelne Sage besprechen „und zergliedern, so ist ein reicher Stoff zugleich zur „gegenseitigen Unterhaltung aufgefunden. Du, Georg, „hättest natürlich die historischen Anklänge darin auf„zufassen, Anton würde als erprobter Repräsentant „der Prosa, leicht die Wurzel finden, mittelst deren

„die Sage aus dem eigentlich volksthümlichen Leben „erwachsen ist, das poetische Element könnte mit „glücklichem Erfolge Theodor selbst vertreten. Anna „möchte dazwischen auf das Edle oder Unedle, Agathe „auf das Rührende und Sentimentale aufmerksam „machen, so wie Margarith naive und Elsbeth necki- „sche Bemerkungen einstreuen. Aimar endlich, damit „der Sammler doch immer noch einen Trost im Rück- „halt hätte, würde gewiß an jeder Sage das Gute „und Lobenswerthe aufzufinden wissen.“

„Und du selbst? Herr Rollenvertheiler!“

„Ei, ich will dann euch kritisiren, den Vorsitzen- „den machen, der die Aufsicht führt, damit eure „Laune, Tadel- und Hypothesensucht oder Lobhudelei „sich nicht zu sehr den Zügel schießen läßt, und der, „wenn die Beisitzenden sich nicht vereinigen können, „mit seiner Stimme den Ausschlag giebt.“

„Noch Eins,“ — rief begeistert Theodor — „und „ich bin der Eure um der guten Sache willen. Wirke „ein Jedes unter uns nach Kräften mit, trage das „weibliche wie das männliche Personale Volkssagen „in eigener Mundart vor. Den Stoff verspreche ich „zu liefern. Auf diese Weise ist die Furcht vor

„Ermüdung gehoben, dagegen Mannichfaltigkeit des „Vortrags und rege bleibende Theilnahme gewonnen. „Ich appellire hiermit zunächst an die Güte unsrer „lieben Frauen, möge sie mir applaudiren."

„Je nun, wenn wir auf Nachsicht rechnen „dürfen," — versetzte Margarith — „dann schließe „ich mich nicht aus."

„O Schwester Vorlaut!" — riefen die andern Frauen — „du legst uns eine Last auf, deren Größe „du nicht bedenkst, und die zu heben, wenn es dazu „kommt, wir alle keinen Finger regen werden."

„Es kommt nur darauf an," — ermuthigte Theodor — „wie schwer oder leicht wir uns die „Sache machen wollen; hierüber aber gemeinschaftlich „zu berathen, lade ich die werthen Interessenten auf „Morgen in meine Wohnung ein."

Kaum war der freundschaftliche Kreis am folgenden Tage versammelt, als Theodor, in die Brust sich werfend, ein Manuscript hervorzog. — „Um zu „beweisen" — hub er an — „wie wichtig der Ge„genstand unsrer heutigen Berathung ist, und wie „wenig ich mit meiner Liebhaberei bespöttelt zu wer-

„den verdiene, erlaube ich mir, meinen theuern Gä-
„sten zuvörderst Folgendes mitzutheilen:"

Die Sage, werthe Freunde und Freundinnen! ist eigentlich wohl unbekannter Herkunft, und wird für eine Tochter der Geschichte, der Mythologie, ja wohl sogar der Phantasie oder des Wunderglaubens ausgegeben. Soviel nur ist gewiß, daß der Landmann sich frühzeitig des armen Findlings annahm, von jeher an dessen schuldlosen Spielen und Tändeleien im Kreise seiner Familie sich ergötzte, und das trockene Alltägliche, was ihn umgiebt, darüber vergaß. Allein diese Ungewißheit über die Abstammung der Sage und ihre Pflege unter dem gemeinen Volke wurde die Veranlassung, daß der auf Bildung Anspruch machende Theil der bürgerlichen Gesellschaft, erst wahrhaft gemein und platt, das arme Pflegekind ein Kind des Aberglaubens benannte und die Beachtung desselben bis auf die neuesten Zeiten in unverantwortlicher Weise vernachlässigt hat. In unsern Tagen erst kam man auf den Gedanken, daß nicht nur poetisches Talent, sondern auch wohl noch bedeutende andere Anlagen der Volkssage inwohnen und unter einer günstigen Behandlung sich entwickeln könnten.

Man suchte nun der armen, schüchternen Sage eine vornehme Erziehung zu geben, brachte sie in Verbindung mit Mährchen und Novelle, und — sie wurde artiger an Sitten, aber ihre Eigenthümlichkeit gerieth in Gefahr darüber verloren zu gehen. So weit die traurige Geschichte meines Lieblings, dessen Pflege und Gedeihen wir nach Kräften uns anzunehmen entschlossen sind, und dessen innern Werth, Anlagen und Vorzüge, bei großer Anspruchslosigkeit, wir nur näher in das Auge fassen dürfen, um mit Lust und Liebe uns dafür beseelt zu fühlen. Ist es doch die Sage fast allein, die uns, wenn auch in kindlicher und neckender Weise, den Vorhang lüftet, der so dicht die Geschichte unsrer früheſten Altvordern bedeckt, und wenigstens einzelne Scenen aus dem Volks- und Familienleben, Bruchstücke aus dem Gottesdienst, den Sitten und Gebräuchen, so wie dem Bildungszustande jener Zeiten uns erkennen läßt, woraus dann schon ein Mann wie Freund Georg ein Ganzes zu componiren versuchen wird. Hoch, wie das frische Leben über dem Starrgewordenen und in Tod Versunkenen steht offenbar die Sage über Dokumentensammlungen, denn statt der trockenen

Rechtsurkunden dort, liefert sie uns sinnige Skizzen und Gemälde, statt des ermüdenden Schwarz auf Weiß zum Verstand, spricht das menschliche Wort in der Sage zu Gemüth und Herz. Herrlich beleuchtet sie die Alterthümer, die wir in Cabinetten aufgehäuft finden. Jene Schwerdter, Bogen und Frameen werden uns wichtiger, wenn wir damit diejenigen, denen sie dereinst zugehörten, lebend und handelnd in der Sage vor uns auftreten sehen, wenn wir das Schwerdt uns an die Hüfte des alten Deutschen, den mit Pfeilen gefüllten Köcher auf seinen Rücken, die Framee in seine kräftige Faust uns denken. Jene Spangen, Ringe, Ketten, Nadeln und Kleiderhaften erhalten erst ihre volle Bedeutsamkeit, wenn die Phantasie, geleitet von der Sage, uns die Schönen der Vorzeit mit langem, faltigem Gewande durch glänzende Haften geschlossen, schmückt, die Arme derselben mit goldartigen Ringen und Spangen bedeckt, das reiche Haar in die Nestnadel geflochten zeigt, und volle Garnituren von Perlen ihnen von dem Nacken herabhängen läßt. — Endlich das Aufsuchen der Sage, die Befreundung mit ihr, — o daß ich der theuern Versammlung die Vorzüge

dieses Bestrebens vor jedem andern geschichtlichen Studium, das Vergnügen, den Genuß dabei in der Größe zu schildern vermöchte, wie ich mich selbst davon so ganz durchdrungen fühle! Man denke und vergleiche. Wie lange und beschwerlich muß der Urkundensammler in verstaubten Archiven suchen, bevor sein Fleiß einigermaßen belohnt sich zeigt; welcher Zeit- und Geldaufwand ist auf Fundgräbereien zu verwenden, wie viele Hügel müssen durchstochen werden, ehe man zum Zweck gelangt und aus Todenasche und modernden Gebeinen eine Ausbeute herauszuwühlen vermag. Dagegen wandelt der Sagenfreund durch blühende Fluren, setzt sich zu dem ruhenden Landmanne unter den schattenden Baum, an den rieselnden Bach, oder kehrt in freundlich gelegene Wohnungen ein, überall bietet sich ihm die Erwünschte dar, und sein Gesuch um sie befreundet ihn mit dem Landmanne, dem Pfleger der Sage. Während das mühsam aufgefundene Dokument vielleicht halbvermodert, mit neuer Mühe erst entziffert werden muß, während so manches ausgegrabene Alterthum kaum seine ehemalige Bestimmung noch errathen läßt, springt die Sage dagegen, wie Pal-

las aus dem Haupte Jupiters, ausgebildet, in voller Bedeutsamkeit aus dem Gemüthe des Landmannes hervor, und bedarf nur höchstens eines neuen Gewandes, um unter uns gehörig auftreten zu können. Wie alles an der Sage lebt und auf Leben deutet, so bietet das Leben selbst uns die Sage dar. Aber, siehe da! wie hat, indem die Sage sich vor uns entschleiert, unser Verhältniß zu ihr mit einem Male sich umgestaltet? Zum Genius ist die unscheinbare Dorfbewohnerin geworden, zum Herolde einer Freistätte für das Gemüth, wenn ihm die Gegenwart nicht zu genügen vermag; nicht sie bedarf der Pflege, die Schutzbedürftigen sind wir. O laßt uns die Hand fassen, die uns die Sage freundlich winkend bietet, mit der Phantasie im Bunde führt sie in reizend eigenthümlicher Weise uns in das Leben einer reich geschmückten Vorzeit ein.

Forschend nach der Wirkung seines Vortrages überblickte Theodor den geselligen Kreis und fühlte sich befriedigt.

„Gustav mag dir Abbitte und Ehrenerklärung leisten“ — unterbrach Aimar die eingetretene Stille —

„ich stimme in deine Ansichten ein und biete mit „Ueberzeugung der Sage meine Hand.“

„Ja, zeuch uns voran, theurer Held! wir alle folgen dir,“ — erklärte dieser.

„Wohlan, doch um mit Erfolge das Unsrige zu „thun, möchte zuvörderst die Frage zu erörtern seyn: „in welchem Gewande tragen wir die Sage vor? „denn zügellose Willkühr würde zu keinem Ziele „führen.“

„Ei,“ — meinten die Frauen — „so reich ge„schmückt als möglich, je phantasiereicher um desto „besser für die allgemeine Unterhaltung. Musäus, „Tieck und andere können darin zum Muster dienen.“

„Da wären wir schon an einer Klippe, woran „wir scheitern könnten,“ — erklärte Theodor — in „Gefahr nämlich die Eigenthümlichkeit der Volkssage „aus den Augen zu verlieren. Musäus und Tieck „möchte ich, ungeachtet aller ihrer Vorzüge, nicht als „Pfleger der Volkssage gelten lassen, denn es giebt, „wohl zu merken, außer der Volkssage auch Volks„mährchen, und dieser haben Tieck und Musäus „mehrere herangebildet, Phantasiestücke und Novel-

„len, welche zwar Aehnlichkeit mit der Sage „haben, ihrer Natur nach jedoch sehr von ihr ver„schieden sind. Die Unterscheidungszeichen anzugeben, „dürfte eine Aufgabe für unsern Kritikus seyn.“

„Hm,“ — gab nach einigem Nachdenken Gustav an — „die Sage, dünkt mich, ist jederzeit an Loka„lität, an Ort und Zeit gebunden, das Mährchen „dagegen schweift heimathlos durch die Welt. Die „Sage führt das Phantastische in das Leben ein, „das Mährchen aber spielt Verhältnisse aus dem „wirklichen und gewöhnlichen Leben in das Phan„tastische hinüber. Folglich bringt uns die Sage „das Reich der Wunder näher, in die Begränzung „unsrer Erfahrungen, während das Mährchen das „uns Wohlbekannte erfaßt und uns daran fortzieht „in ein Reich der Wunder, das ohne Gränzen uns „erscheint. Die Sage endlich ist reine Ueberlieferung „und scheint als solche mehr oder minder auf histo„rischem Grunde zu ruhen, der Landmann nimmt „sie als Wahrheit an; das Mährchen im Gegentheil „ist früher oder später rein erfunden und Niemand „denkt an irgend eine Begründung desselben. Die

„Sage kann demnach mittelst einer willkührlichen „Behandlung wohl zum Mährchen, nie aber dieses „zu jener umgestaltet werden.“

„Wenigstens Etwas,“ — sprach Theodor — „wenn es auch nicht von allen Seiten noch genügen „möchte. Doch bist du die Unterscheidungszeichen von „Sage und Novelle bis jetzt uns schuldig geblieben.“

„Die Aehnlichkeit der Novelle mit der Sage“ — fuhr Gustav mit Bedacht fort — „liegt weit ent„fernter, nur höchstens in der Grundlage eines hi„storischen Stoffes und in dem erzählenden Vor„trage; doch ist die Sage mehr an das Ueberlieferte „gebunden. Der Umfang einer einzigen Novelle ver„mag zum Buche anzuschwellen, hingegen würde „die Sage in keinem Procrustesbette zu einer solchen „Länge auszudehnen seyn, wenn man sie nicht zuvor „aller Eigenthümlichkeit beraubt. Dies geschieht zu„weilen insofern die Novelle sich der Sage bemäch„tigt, um sie zur Ausführung ihrer Absichten zu be„nutzen. — Doch ich gewahre, daß der weibliche „Theil unserer Gesellschaft sich langweilt bei unsern „gelehrten Demonstrationen, suchen wir deshalb lie-

„der durch Beispiele wohlbekannter Dichter die auf-
„gestellten Sätze zu erläutern und Sinn dafür unter
„unsern Zuhörerinnen zu erwecken.“

„Schön,“ — äußerte sich Agathe — „was sagt
„der Herr Dozent also zum Beispiel zu Tieck's köst-
„licher Erzählung, die Elfen? unter welche zu gehen
„ich fest beschlossen hatte, als ich, noch ein Kind,
„sie zum ersten Male las, und die ich, als Vorbild
„der Behandlung jeder Sage, so gern noch jetzt
„vertheidigen möchte.“

„Diese Elfen“ — sprach Gustav sich aus —
„liefern eben den treffenden Beleg zu dem, was ich
„behaupte. Unser Tieck hat der ursprünglichen Volks-
„sage das Eigenthümliche, die Lokalität, genommen,
„um desto ungestörter und freier selbige zu einem
„andern Zwecke benutzen zu können und eine kunst-
„gerechte Novelle daraus zu bilden, worüber wir
„übrigens keinesweges mit ihm rechten wollen. Ein
„Mährchen aber ist diese Erzählung nicht zu nennen,
„in so fern sie nicht weiter in das Phantastische hin-
„überschweift, als es in dem Stoffe der Sage lag,
„sondern vielmehr Begränzung in dem Lebensgeschick
„einzelner Menschen sucht.“

„Hiernach würden auch viele von Musäus „Volksmährchen der Deutschen diesen Namen keines„weges mit Fug und Rechte führen?“ — fragte Elsbeth.

„So ist es. Seine Erzählungen vom Rübezahl „z. B. sind reine Volkssagen und deren Eigenthüm„lichkeiten auch nicht verwischt, nur steht ihnen die „humoristische Bekleidung mitunter etwas fremdartig „und sonderbar. Graf Gleichen, ebenfalls eine Volks„sage, ist unter dieser Behandlung gewissermaßen zu „einem Schwank geworden. Hoffmann's Mährchen „vom goldnen Topfe hingegen, um noch einen schla„genden Beweis in Beispielen zu geben, hat zwar „Lokalität, ist an Zeit und Ort gebunden, ein Um„stand, der bei dem Mährchen gewiß sich selten findet, „doch wird es dadurch allein noch nicht zur Sage, „denn es mangelt ihm das Alter der Tradition, ist rein „erfunden, und was irgend Sagenartiges darin vor„kommt, ist der mährchenhaften Behandlung aufge„opfert worden. Hoffmann's Erzählungen in den „Serapionsbrüdern endlich sind Keines von diesem „Allen, sondern Phantasiestücke.“

„Ein Wort gesprochen zu seiner Zeit,“ — erhub sich Georg — „doch nun genug davon. Das Schrek-„ken ist gehoben, welches bei jenem weiblichen Vor-„schlage mich ergriffen hatte, denn Hoffmann, wie „Tieck und Musäus lassen in ihrer Erzählungsweise „den Alterthumforscher an jeder Ausbeute verzweifeln.“

„Ja, der Wahrheit die Ehre,“ — sprach Anton — „und daß doch etwas Wahres an der Sage sey, „so lasse man ihr die Wahrheit der Ueberlieferung „und gebe sie, wie die berühmten Gebrüder Grimm „gethan, in ihrem eigenthümlichsten Gewande, worin „sie aus der Hand des Volkes eben kommt.“

„Mit Nichten,“ — erzürnte Theodor — „auf „diese Weise würden wir die Charybdis vermeidend „an der Scilla Schiffbruch erleiden. Die Damen „würden bald von dem ärmlichen Gewande und den „bäurischen Sitten unserer Pflegbefohlnen sich ab-„wenden, so wie ich überzeugt bin, daß keine unter „ihnen auch nur drei Seiten in Grimm's Volkssagen „hintereinander zu lesen vermag. Ja, selbst wir „Männer würden in der lieben Sage nur das Dienst-„mädchen erblicken, das uns bei unsern gelehrten

„Studien zu bedienen geschaffen wäre und ihre eigen„thümlichen Reize dabei übersehen. Diese Reize her„vorheben und in das für sie günstige Licht stellen, „heißt noch keineswegs an der Wahrheit sich ver„sündigen. Meine Ansicht ist, wir kleiden sie in ein „nettes Gewand ein, worin sie leicht und frei sich bewe„gen kann, und berichtigen ihre Sitten so weit, daß „sie darin in jeder guten Gesellschaft erscheinen darf. „Mehr zu thun, möchte auch ich nicht rathen. Der „Versuch, die Sage noch herrlicher auszustatten und „zur rhythmischen Schönheit heranzubilden, kann der „geschicktesten Hand nur theilweis gelingen, weil im „poetisch brillianten Putz das Natürliche gar leicht „sich steif darstellen und den Genuß des Ganzen oft „verkümmern wird. — Fangen wir an und lassen „den Erfolg entscheiden, ob und in wiefern eine Ab„änderung uns nöthig dünken könnte."

Alle neigten sich dem Vorschlage des Sprechers zu. Da nahm Gustav das Wort: — „Damit es „zu einem endlichen und baldigen Resultate komme, „schließe ich unsre Versammlung mit dem Vorschlage, „daß wir die nächsten drei Tage zu unsern Vorstu-

„dien benutzen. Theodor wird, seinem Versprechen
„gemäß, für reichlichen Stoff Sorge tragen, dann
„mag das Loos entscheiden, wer unter uns Männern
„zuerst seinen Liebling vorzuführen habe.“

Das Loos wurde gezogen unter den wieder versammelten Freunden und Freundinnen, und Georg erhielt den Ruf, die erste Sage vorzutragen. Er fügte sich in sein Geschick und begann:

Sahlah's Kinder

und der

Saalaltar.

Einen Schauplatz reich an seltsamen Sagen aus dem Alterthume, die von den verschiedenartigen Völkern und Stämmen Zeugniß geben, welche die Gegend zwischen Saalfeld und dem Orlabach bewohnt haben mögen, bieten die Umgebungen des an dem Saalstrome gelegenen Dorfes dar, das den auffallenden Namen Altar oder Saltar noch heutigen Tages in dem Munde des Volkes führt. Dicht an dem Ufer des Flusses erbaut ist dasselbe von hohen Gebirgen amphitheatralisch eingeschlossen, so daß der Fluß nur mühsam sich hindurchwindet. Auf diesem Bergkranze erhebt sich über dem genannten Dorfe

mächtiggroß ein einzelner Fels schauerlich umhüllt von dunkelm Fichten- und Tannenwalde. Links begränzt denselben Hertha's oder Herdum's heiliger Hain, rechts schließt sich ihm der der Prieszka geweihete Berg an. Weiterhin zur Linken heben der mächtige Schelma und schaurige Uhufelsen, den krächzende Eulen bei nächtlicher Weile umschwirren, ihre Häupter empor und öffnen die Schluchten der Kaltki, welche die Unholde und Kobolde beherbergt. In der Ferne gewahrt das Auge des Spähers die kreiselförmigen Teiche nebst der mit einem halbmondförmigen Erdwall umgebenen Quelle des Mondgottes Ostar, — und keinem Zweifel unterliegt, der Freund des Alterthums fußt hier in einer ächt klassischen Gegend heidnischer Vorzeit.

Aus allen den bezeichneten Erinnerungen an frühere Bewohner dieser Gegend ragt jener Felsen auf der äußersten Spitze des Saalgebirges als das älteste Denkmal hervor und fesselt zunächst die Aufmerksamkeit des Forschers. Als die Fluthen des Stromes — geht über ihn eine Sage, die in das graueste Alterthum sich verliert, im Munde des Volkes um — die hohen Gipfel dieser Berge noch

bespülten und nur dieser einzige Felsen aus ihnen empor ragte, als alle die umher stehenden Berge noch keinen Namen hatten, keinen Hain trugen und keine Kobolde in ihren Schluchten hegten, zu einer Zeit, in welcher selbst der Fluß noch ohne genannt zu werden, dahin rauschte, bewohnten diese Gegend Salah's Kinder, aus altem, gothischen Geschlecht entsprossen. Zum Altar hatten sie diesen Stein geweiht, auf dem sie ihre Opfer uns unbekannten Göttern darbrachten. Von dort aus beobachteten ihre Seher den Flug der heiligen Vögel und blickten weissagend in die mit dem Blute der Opferthiere vermischten Gewässer des dicht daran vorüberströmenden Flusses. Dort, wo man weit und breit umher die Gegend überschauen konnte, versammelten sich jene Urbewohner derselben zu gemeinschaftlichen Berathungen über dasjenige, was ihnen das Wichtigste und Theuerste im Leben war. Von jenem Opferfelsen herab eilten Salah's Kinder zu Thaten, die durch keines Menschen Hand für die Nachwelt aufgezeichnet wurden.

Sie sind im Wechsel der Zeiten verschollen, selbst das Volk, das jene Thaten vollbrachte, ist aus der

Geschichte verschwunden, und würde, könnte es wiederkehren, kaum jenen Schauplatz seines Lebens wieder erkennen. Tiefe Einsamkeit herrscht jetzt auf jenem Felsen, Wald umdüstert die Stätte, wo jene freien Männer in voller Kraft einst walteten. Der Fluß, der mit seinen mächtigen Wogen vor feindlichen Ueberfällen sie beschützte, hat scheu vor dem, was in der Zeiten Folge sich begab, in ein enges Bette unten im Thale sich zurückgezogen und ungehindert durch ihn sieht man die gegenseitigen Bewohner seiner Ufer freundlich miteinander verkehren. Tausende von Jahren sind verflossen, Hertha, Prieszka und Ostar sind in dieser Gegend seitdem von ihren Völkern verehrt worden; Kobolde haben sich in den Klüften, Nixen an den Quellen mit dem Glauben anderer Völker eingefunden, und christliche Betriebsamkeit hat noch später so Gegend als Sitten umgewandelt. Nur einige Namen bezeichnen noch die Stellen, wo Salah's Kinder einst ihr Wesen trieben. Saalaltar benannten Nachkommen den Felsen, auf welchem Salah's Kinder geopfert hatten, und auch dieses Wort ist in der Zeiten Wechsel zu Saltar eingeschwunden. Saalstrom wurde nach ihnen der

Fluß benannt, an dem sie wohnten. Das Dörfchen, welches unten in der Tiefe in des Flusses altes Bette erbaut wurde, ja das ganze Flußthal in dieser Gegend leitet seinen Namen Altar, Saltar, den es bis jetzt noch führt, von ihnen her. Diese Benennungen nur deuten noch auf Salah's Kinder hin, ihr Daseyn selbst ist zur dunkeln Sage geworden.

Margarith: O weh! das klang so ernst und feierlich, daß ich unwillkührlich die Hände gefaltet habe. So stumm und schattenartig wandelt Alles in dieser Sage an uns vorüber, während ich mit Wort und That bezeichnete, oder gar in Scherz und Gemüthlichkeit freundlich uns zunickende Wesen als Bewohner des Sagenreiches mir gedacht hatte. Wie werden dagegen die neckischen Dinger sich nehmen, die in bunter Tracht wir Frauen vorzuführen gedenken?

Theodor: Es spricht sich die Trauer des Geschichtforschers aus, der historische Ausbeute gesucht, aber nicht gefunden hat, und in die heitere Eigenthümlichkeit des Reiches, das wir betreten haben, noch nicht eingedrungen ist. Doch, Gnade ihm! denn ohne diese Töne der Klage, möchte kaum, — mich

eines Wortspiels zu bedienen — die Sache, die er liefert, eine Sage zu benennen seyn.

Gustav: Wenig ist es allerdings, was sie bietet. Einen historischen Anklang indeß giebt mindestens das lateinische Wort Altar. Achten wir darauf, so wird der Ursprung dieser Sage in die Zeiten eines schon in hiesiger Gegend begründeten Christenthums zu versetzen seyn, so weit sie auch in die früheste Vorzeit mit ihren Erinnerungen hinüberreicht.

Anton: Woher in aller Welt aber mag unser Freund die Kunde haben, daß seine in Nebel zerfließenden Salahiten schon ihre Auguren hatten und aus dem Blute der Opferthiere weissagten? Diese Angabe ist mir bedenklich und erinnert mich an den leidigen Römerzug und die Sorbischen Grabhügel bei den christlich=deutschen Hammerwerken.

Gustav: Er liebt vielleicht von Andern das Ihre zu entlehnen. Auch die Einkleidung mahnt unverkennbar an Matthison's Gesang der Wehmuth auf die Ruinen eines alten Bergschlosses.

Georg: (Entrüstet von seinem Sitze aufspringend) O ihr bösen Menschen! wer wagt in unsern Tagen, worin von allen Seiten auf uns eingewirkt

wird und wir nicht die Namen der Bücher, ja nicht einmal die Zahl derselben merken können, die wir studiren, lesen oder überlesen, von sich noch zu behaupten: Dieß oder Jenes sey ausschließend sein Eigenthum? Ihr solltet euch begnügen, wenn nur kein literarischer Raub nachgewiesen werden kann, wenn das Aufgenommene nur verdaut, das Fremde mit dem Eigenthümlichen amalgamirt worden ist. Müßtet ihr doch das Sprechen selbst verbieten, wenn ihr nicht Anklänge von andersartiger Bildung, Ausdrücke, die von Mitmenschen entlehnt worden sind und wir zu eigen uns machten, hören wollt.

Aimar: Laßt mir den Georg in Ruhe! Seine Sage in dieser Einkleidung dünket mich hier ganz an ihrer Stelle zu seyn. Sie kommt mir in ihrer düster-elegischen Haltung vor, wie der Hüter an dem Eingange zu einem Zauberreiche; und die in Nebel verfließenden Figuren darin, wenn sie auch einen augenblicklichen Schauer erregen, laßt uns als die natürlichen Vorläufer von Gestalten mit schärferen Umrissen betrachten, die hervorgezogen aus dem Dunkel der Zeiten an uns vorübergehen werden. Diese Salah's Kinder liefern gewissermaßen ein klei-

nes Seitenstück zur Schöpfungsgeschichte. Noch ist Alles wüste, dunkel und leer, und Wasser bedecket das Erdreich, mit Zuversicht harre ich nun auf das Wort: Es werde Licht!

Aimar lieferte als Stoff zur Unterhaltung am folgenden Tage

Die
Riesenburg.

Wild und schauerlich gestalten sich die Ufer des Saalstroms, so weit er das ehemalige Osterland durchfließt. Hohe, steile Berge, vom Fuße bis zum Gipfel mit dunkeln Fichten und Tannen bewachsen, beengen seinen Lauf und großartige Felsen strecken sich an vielen Stellen in sein Gewässer hinein, so daß kaum der Fuß des Jägers und Fischers sich hindurch zu drängen vermag. An einer der einsamsten Stellen dieser Ufer, unfern des Marktfleckens Gössitz, bildet die Saale eine Halbinsel, die mit ihren blaßbelaubten Ellern und Buchen seltsam gegen den

sie umgebenden Gürtel schwarzgrüner Nadelbäume absticht und die Reste eines dem Sonnengotte in der Vorzeit geweiheten Haines darbietet.

Hoch über dieser Stelle nordwärts, auf dem Gipfel des Felsgebirges stand eine Burg, worin, nach der Volkssage, ein ungeheurer Riese, Kunhedto benannt, mit einer Riesin Dan, seinem Weibe, hauste. Bang wurde den Bewohnern der Umgegend, wenn des Riesen Stimme meilenweit umher erscholl, wenn sein Haupt aus den Wipfeln hundertjähriger Bäume hervorragte, oder Kunhedto mit Riesenschritten einen Gang durch die Gegend dißseit und jenseit der Saale machte. Willig brachten sie ihm von ihrer Habe dar, um mit dem gewaltigen Manne in Frieden zu leben.

Doch selten nur entfernte sich der Riese aus seiner Burg, denn auf dem derselben westwärts gegenüber liegenden Drachensteine wohnte ein furchtbarer, feuriger Drache, mit welchem Kunhedto in beständigen Kampf verwickelt war. Verloren schien, was irgend dieß Ungeheuer sich als Raub ersah, und tödliches Entsetzen ergriff die ganze belebte Natur so oft der mißgestaltete Feuerwurm, zumal bei nächtlicher Weile,

nach Beute spähend die Luft durchzog. Längst würde der Gau verödet seyn, wäre nicht Kunhedto als Schutz gegen den grimmen Drachen aufgetreten und dieser dadurch gezwungen worden, in entfernteren Gegenden sich seinen Raub zu suchen. Oftmals hatten beide ihre furchtbare Kraft an einander gemessen, doch wenn der Riese den Drachen erlegen zu können meinte, erhub sich dieser flüchtend in die Luft, wohin Kunhedto ihm nicht zu folgen vermochte, und barg sich tückisch in seinen unzugänglichen Drachenfelsen. Zürnend stampfte der Riese dann den Boden, so daß die Erde bebte, die Felsen zitterten, und knickte die Stämme uralter Tannen umher, die scheinbar in der Verfolgung des Ungeheuers ihn hinderten, wie der Knabe sich Ruthen zum Spielwerk bricht.

Frommen Gemüthes war jedoch Kunhedto außer dem Kampfe, und ehrte die Götter. Ruhig wohnte er zu Hause bei Dan, seinem Weibe, und pflegte gemeinschaftlich mit ihr des einzigen Söhnleins, das sie hatten. Von Zeit zu Zeit stiegen sie aus dem grauen Gemäuer der Burg hernieder zu jenem Opferhaine, den die Wasser der Saale umwogten, brach-

ten fromme Gaben dar und beugten sich im vollen Gefühle ihrer Riesenkraft vor der heiligenden Nähe des Gottes.

Einstmals, erzählt die Sage, hatten Riese und Riesin auch diesen Gang zu ihrem Heiligthume unternommen. Feiernd standen sie unter den hohen Rüstern und Elsen der Opferstätte, einen mächtigen Eber legte Kunhedto auf den Altar, den die Druis des Hains mit grünem Rasen geschmückt hatte zum heiligen Geschäfte. Hell loderte die Opferflamme empor und die hehren Riesengestalten beugten sich in Verehrung des Gottes, der Wärme und Leben giebt, zur Erde, da erscholl plötzlich ein schreckliches Klaggeschrei über ihnen. Der Drache war in der Abwesenheit Kunhedto's und seines Weibes in die Riesenburg eingebrochen und hatte das Söhnlein, das sie dort zurückgelassen, geraubt. Voll teuflischen Hohnes durchzog er in der Höhe der Burg über den Opfernden die Lüfte, und zeigte ihnen das Kind, das mit seinem Jammerrufe die ganze Umgegend erfüllte. Da ergrimmte der Riesenvater in unbändiger Wuth, riß den noch rauchenden Opferstein heraus aus seinen Grundfesten und schleuderte ihn

mit Aufwand all seiner Kraft nach dem mit seinem Söhnlein über dem Saalstrome schwebenden Drachen. Getroffen stürzte dieser mit seiner Beute herab in den Fluß und wurde sammt Kunhedto's Sohne unter dem nachstürzenden Felsen begraben. Der Riese aber außer sich vor Zorn und Schmerz stieß mit dem Fuße auf den Felsblock, damit er sein Kindlein erschlug, in solcher Kraft, daß der harte Stein dem Fußtritte wich und deutlich die Spur des riesigen Trittes darin zu schauen blieb.

Noch lange Zeit nach dieser ungeheuern That soll Kunhedto mit der Riesin Dan in Frieden auf seiner Burg gehauset haben, voll Kummers zwar über den Verlust ihres Kindes, aber gesegnet weit und breit umher von denen, die er durch jenen Wurf von dem mörderlichen Drachen erlöset hatte.

Sein Stamm ist mit ihm ausgestorben und nicht vermag man zu bestimmen, ob er aus den altgermanischen Geschlechtern des Kunhutto, Kanvetto, oder gar des ursächsischen Königs Hunvetto entsprossen war, aber bis auf unsre Zeiten noch lebt die Kunde von ihm und seiner That in dem Munde des Volkes fort. Ein sehr schmaler Fußweg führt jetzt zu dem

felsigen Berge, worauf Kunhedto's Burg in grauer Vorzeit stand, mit Schwarzholz ist die Stelle rings bewachsen und nur Spuren von Graben und Vertiefungen sind annoch vorhanden. Westlich springt der Drachenstein dem um sich blickenden Beobachter in die Augen. Der Hain tief unten an der Saale, wo Kunhedto den Göttern opferte, heißt noch jetzt die Kunhedte. Ganz nahe dabei, wo der Strom eine Krümmung macht, sieht man aus seinen Fluthen jenen Opferstein hervorragen, der durch des Riesen Wurf dem Drachen sammt des Riesen Kinde zum Grabstein wurde, bekannt bei den Bewohnern der Umgegend unter dem Namen des Riesensteines. Noch immer sieht man auf seiner Oberfläche den Eindruck eines mächtig großen Fußtrittes. Die Fischer fürchten sich, wenn sie mit ihren Kähnen den Stein umfahren und erzählen schaudernd einander von dem Ungeheuren, das hier in den frühesten Tagen der Vorzeit geschehen.

Anton: Auffallend ist, wie in dieser und ähnlichen Sagen, die Phantasie des Volkes seine Riesen in die Burgen des Mittelalters versetzt. Wenn ich

bedenke, daß wir dagegen fast keine Erinnerung an die Ritter, die doch in ihren eisernen Rüstungen Stoff genug dafür in sich schließen, unter dem Volke finden, so möchte ich fast der Meinung werden, daß diese Riesen nichts anders sind als phantastisch vergrößerte Rittermänner und folglich einer gar nicht entfernten Zeit angehören.

Theodor: Diese Ansicht kann ich nicht theilen, denn befestigte Burgen waren schon in weit früheren Jahrhunderten vorhanden, reich an Sagen, die auf das Ritterthum sich beziehen, sind andere Gegenden und der Drache deutet auf eine Vorzeit, in welcher die Erde durch Thatkraft außerordentlicher Männer erst von Ungeheuern gereinigt werden mußte.

Margarith: Dieser Kunhedto dünkt mich ein originelles Seitenstück zu dem heiligen Ritter Georg mit dem Lindwurme.

Theodor: Ganz richtig. Die Sagen von der Besiegung solcher Drachen und Lindwürmer bezeichnen immer eine für das Urbarwerden der Gegenden, worin sie umgehen, wichtige Epoche, und haben sich, als eine der ersten tiefreligiösen Empfindungen der

Menschen jener Zeiten, im Danke für eine große Wohlthat auf die Nachwelt fortgepflanzt.

Georg: Auch ist bezüglich darauf der Fußtritt des Kunhedto in dem Steinaltar nicht ohne Bedeutung. Er erinnert uns an so manchen Fußtritt wichtiger Personen der Vorzeit, die uns die Sage, als sichtbar geblieben, überliefert, bis hinauf zum Fußtapfen Adams auf dem Adamspic in Ceilon. Es sind Spuren, Denkzeichen, welche große Zeiten und Begebenheiten hinterlassen haben, wie der Landmann es liebt, im Bilde ausgedrückt.

Aimar: Noch jetzt — um auch das Drachenthier nicht zu vergessen — führt die benachbarte Stadt Kahla die Besiegung eines Exemplars seines Geschlechtes in ihrem Wappen, noch jetzt zeigt man unfern der Stadt die Stelle, wo dasselbe auf seinen Raub lauerte, und wie viele andre Städte, Ortschaften und unheimliche Plätze mögen in Denkmalen und volksthümlichen Sagen als Wohnorte solcher Ungeheuer in einer sehr frühen Zeit bezeichnet seyn.

Anton: Alles dies zugegeben, möchte doch die Vergrößerung des Siegers zum Riesenbilde nicht abgeläugnet werden können. Das Volk, dem der Maaß-

stab für das Geistige fehlte, bezeichnete höchst wahrscheinlich damit die intensive, geistige Größe solcher Helden und dem zufolge wuchs jeder einflußreiche Mann im Laufe der Zeit zum Riesen an.

Elsbeth: Neugierig bin ich, wie unser Riesenläugner den Goliath, Simson und andre Riesenmänner beseitigen wollte, deren Existenz historisch erwiesen ist, der Belege dazu, die aus Riesengräbern genommen worden sind, nicht einmal zu erwähnen.

Agathe: Mich spricht besonders das fromme Gemüth Kunhedto's an, das man unter seiner Art wohl selten findet und im Verhältniß zu seiner ungemeinen Kraft gewiß recht wohlthuend wirkt.

Aimar: Eine sehr wahre Bemerkung. Die Willkühr bemächtigte sich gewöhnlich der Thatkraft zu jenen Zeiten, worin die Selbstsucht noch freien Spielraum hatte. Deshalb erscheinen die Riesen in der Regel, nach Sage und historischen Berichten, so furchtbar, und eine Versöhnung dieser ungeheuern Kraft mit frommen Gemüthe, ein Beugen der Riesengestalt in dem Gefühle, der Anerkennung eines Gottes, wovon Kunhedto uns das Beispiel giebt, ist eine eben so seltne als erfreuliche Erscheinung.

Gustav: Ein nicht minder gültiges Zeugniß für das hohe Alter dieser Sage, als die bereits angeführten, liegt mir in der Andeutung des sittlichen Zustandes, die darin sich findet. Es ist, abgesehen von dem frommen Gemüth des Riesen, ganz der Zustand der Nothwehr, Kraft kämpft gegen Kraft an, zügellos äußern sich die Leidenschaften, kein gesellschaftliches Band ist noch geknüpft. Kunhedto erlegt den Drachen, vollbringt die ungeheure That, ohne Rücksicht dabei auf die Mitbewohner des Landes zu nehmen, — deshalb möchte ich diese Sage, über die Zeiten des Ritters Georg hinauf, in eine durchaus deutsche Urzeit versetzen.

Georg: Wahr ist allerdings, wenn ich noch einmal auf das längst Besprochene zurück kommen darf, die Bemerkung Anton's, daß, so viele Ritterburgen auch in unsrer Gegend gestanden haben, doch fast keine Spur von dem Thun und Treiben ihrer Bewohner in der Sage sich vorfindet. Indessen möchte ich diesen Umstand nicht allein auf Rechnung des jüngern Zeitalters schreiben, als ob es uns zu nahe liege, um schon sagenartig sich gestalten zu können, denn, wie schon erwähnt worden ist, in

andern Gauen mangelt es nicht an Rittersagen. Vielleicht wäre die Ursache hiervon in einem weniger einflußreichen Verhältnisse jener Ritter auf das Volk in der hiesigen Gegend, oder in einer eigenthümlichen Richtung desselben zu suchen, vielleicht sogar ließ die große Menge älterer Sagen nicht Raum übrig um das Neuere sagenartig bewahren zu können.

Anton: So laßt uns doch lieber annehmen, daß diese Menge der Volkssagen in den Ritterburgen, wo die Zeit oft genug langweilen mochte, durch wandernde Sänger und Minnewarts gepflegt worden sey, dann erklärt sich leicht, wie man über der Sage die Gegenwart und Wirklichkeit aufzubewahren vergessen konnte.

Gustav: Nicht übel, nur ist bei dieser Hypothese übersehen, daß die Sage Findling ist und unter dem gemeinen Volke sich heran gebildet hat.

Anna: Sey es damit, wie es wolle, wir, der weibliche Theil, halten uns an die Ueberlieferung, wie der Riesenvater im gerechten Schmerze über sein geraubtes Kind das seine Riesenkraft sogar Uebersteigende vollbringt und den Felsen in die Luft nach dem Drachen schleudert. Dieser Hauptmoment der

Sage ist so ächt plastischer Natur, daß ich mir wohl einen Kupferstich davon wünschte, er würde in großartiger Weise ein Bild geben, was Aelternliebe zu leisten vermag.

Eine stärkere Handschrift als seine Vorgänger entfaltete Gustav im Gefühle keine unglückliche Wahl getroffen zu haben. Sie enthielt:

Die goldne Schäferei oder Ilsa die Drude in den Urvesten der Burg Ranis.

I. Unschuld und Glück.

Grau vor Alter und schreckhaft erhub in dunkler Vorzeit sich ein bethürmtes Gemäuer auf den Höhen, welche das liebliche Thal, worin die Stadt Pösneck liegt, umgränzen. Seit Jahrhunderten schon hauste und horstete darin, den Adlern gleich, der alte

Stamm der Cliden und lauerte auf Beute; denn weithin erstreckte sich von dort aus der spähende Blick über den fruchtbaren Orlagau. Bang blickten die friedlichen Bewohner der Umgegend empor zu dem wunderlichen Gebäu und schreckten zusammen, sobald sie ein regeres Treiben als gewöhnlich darin gewahrten, weil von Zeit zu Zeit die gewaltigen Bewohner desselben herab brachen in die Niederungen, um sich Raub zu holen.

Auf jener Felsenburg lebte Ilsa, das einzige Kind des letzten männlichen Sprosses aus dem Clidengeschlechte und wuchs bereits zur Jungfrau heran. Keine Freude jedoch hatte der rauhe Vater an dem sittigen Mädchen, das Beutevertheilungen, festliche Gelage und jede Gesellschaft der Männer floh; von ihrer Amme dafür, noch wie in den frühesten Jahren der Kindheit sich schauerlich liebliche Mährchen erzählen ließ, oder einsam die nächsten Umgebungen der Burg durchstreifte und kaum der Erde geschweige den wilden Bewohnern jener Veste anzugehören schien.

Bei einer solchen Wanderung öffnete sich vor der Staunenden eine Höhle, die sie früher noch nicht gewahrt, in den Felsen, worauf der Grundstein des

Gemäuers ruhete. Getrieben von kindlicher Neugier trat Ilsa näher, schaute in die Tiefe hinein und horchte seltsam harmonischen Tönen, dergleichen sie noch nie vernommen hatte. Tiefer und immer tiefer verlockte sie das Wunderhafte in die dunkeln Klüfte, schüchtern bog sie noch um eine letzte Felsenwand herum, und mit einem Male breitete sich eine weite Gegend, erhellet von allen Seiten durch zartes Dämmerlicht, vor der Ueberraschten aus. Schäkernd und jubelnd drehte sich und hüpfte vor ihr, so weit das Auge reichte, kaum zwei Fuß hoch, eine Unzahl kleiner Kinderwesen nach dem Tone, der ihr so zauberartig erklungen war. Ilsa wurde gewahrt, bald umdrängte sie die Schaar der Kleinen, ergriff ihre Hände, kletterte muthwillig an ihr hinauf, liebkoste in niedlicher Weise, küßte sie, — und Ilsa, die auf der väterlichen Burg nie den Ausdruck herzlicher Zuneigung erfahren hatte, fühlte schnell zu dem wunderlichen Völkchen sich hingezogen, ja, heimisch und vertraut in seinem Kreise.

„Wer seyd ihr Lieben nur?“ — fragte das Mädchen, sobald es von der Ueberraschung sich erholte —

„und welch ein Leben führt ihr hier unten in der „Tiefe?“

„Wie?“ — hub vorlaut geschwätzig einer von den Kleinen an — „hast du allein noch nichts von „uns gehört und sind doch weit und breit umher „bekannt? Wir zählen uns zu dem achtungswerthen „Volke der Heimchen oder Elfen, werden auch zu„weilen gröblich von den Menschen Querxen oder „Erdmännchen genannt. Legion ist unsere Zahl und „fest begründet unser Reich, seit wir im furchtba„ren Kampfe den Riesen obgelegen und ihre Schätze „als Beute weggeführet haben. Auch die Menschen „lieben wir nicht und necken gern diese Stolzen, die „wohl sich rühmen, daß der Erdball nur um ihret„willen erbaut worden sey, doch du bist elfenartig, „bist einem Heimchen mehr als einem Menschen ähn„lich und darum sey willkommen in unserm Kreise.“

„Doch welch ein Fest feiert ihr am heutigen Tage?“ — fragte in rege gewordener Theilnahme Ilsa weiter.

„Hi! Hi! Hi!“ kicherte der kleine Sprecher — „wir Heimchen leben nicht dem Heut und Morgen, „wie ihr an die Zeit gebundenen, armen Menschen,

„auch altern wir nicht nach der Menschen Weise.
„Blumen, Früchte schmücken unsre Fluren, vor deren
„Glanze das Herz in Lust entbrennt, jeder Schritt
„durch diese Räume ladet zu neuen Freuden ein und
„unser ganzes Leben ist zum Feste geworden, seitdem
„wir Kleinen uns als der Großen Sieger fühlen."

„O bleibe«, — ergieng von allen Seiten der Heimchen Bitte — „werde der Unsern Eine und lies „dir aus von unsern Schätzen, wonach dein Herz „gelüstet.«

Nun führte die Schaar der Elfen die Jungfrau, die sich willig leiten ließ, umher in ihren unterirdischen Besitzungen. Ein Raum that sich nach dem andern auf vor ihrem staunenden Blicke, aus einer Gegend dieser Wunderwelt trat sie mit ihren Begleitern in eine andere noch schönere ein. Hier standen Bäume aus Silber erwachsen, die Früchte von gediegenem Golde trugen, dort trafen sie auf Blumengewächse, wie aus edlem Metalle gewunden, deren Blüthen in Rubinen, Saphiren und Smaragden erglüheten. Gräser und Disteln wucherten umher aus glänzenden Kristallen gebildet. Große, hellleuchtende Karfunkel ragten aus dem Gebirge hervor, spiegelten sich in

all den Herrlichkeiten und verbreiteten ein zauberhaftes Licht über das Ganze rings und weit umher. Freundliche Gnomen berührten mit den goldnen Früchten die Bäume, Blumen und Kristalle, daß sie wie Glocken und Cymbeln wunderherrliche Töne von sich gaben. — Ilsa brach Früchte und schmückte sich mit den von ihren kleinen Freunden ihr dargereichten Blumen, doch ergriffen wurde ihr Herz von keiner dieser Kostbarkeiten. Zuletzt zeigten die kleinen Führer ihrem Lieblinge aus der Oberwelt den schönsten Theil der von den Riesen errungenen Beute, eine Heerde goldner Schaafe mit einem goldnen Schäferhunde, der aufmerksam die umherspringenden Thiere bewachte. Da ergriff Ilsa rasch den dabei liegenden goldnen Schäferstab und sprach:

„O laßt mich immer diese Schaafe weiden und „gewiß ich will die Eure seyn und bleiben.“

Laut jubelten über diesen Entschluß die Bewohner des Heimchenreiches. Schnell wurden die Bedingungen abgeschlossen und der Jungfrau der goldne Stab zum Weiden der kostbaren Heerde anvertraut. Immer so bleiben sollte Ilsa in steter Jugendfülle, doch die Rückkehr in die Oberwelt von nun an ihr versagt

seyn. Keines der goldnen Schaafe dürfe sie verloren gehen lassen, und dankbar dafür wollten die Kleinen aufbieten, was irgend in ihren Kräften stehe, um alle Wünsche der Jungfrau zu befriedigen und ihr den Aufenthalt dort unten zu versüßen.

II. Versuchung und Schuld.

Oft schon hatten Zeiten seitdem gewechselt und Menschen waren gealtert, nur Ilsa stand noch in derselben Jugendblüthe, in welcher sie das Reich der Heimchen betreten hatte und lebte in deren Mitte zufrieden und glücklich. An ihren goldnen Schaafen sich erfreuend vermißte sie keine Vergnügungen der Oberwelt, und weilte, hatte sie weidend ihr Tagewerk vollendet, gern im heitern Kreise dieser niedlichen Inwohner der Erde, mischte sich in ihre Spiele, ließ von ihnen sich liebkosen, und erhöhte durch ihre Theilnahme die allgemeine Freude. Doch auch in jenen Räumen blieben verbotene Wünsche nicht aus und bald knüpfte die Versuchung sich daran. — Die Gegenden des großen Heimchenreiches hatte Ilsa mit ihrer Heerde durchstreift nach jeder Richtung bis an seine Gränzen, und als sie nach und nach bekannt

geworden war mit allen seinen Schätzen und Herrlichkeiten, gelüstete der Jungfrau einen Blick auch wieder auf die Oberwelt zu thun, von welcher sie zuweilen dieß und jenes Heimchen kichernd zurückkommen sah.

In Trauer versetzte das Volk der Kleinen Ilsa's Wunsch, flehend mahnten sie von der Verfolgung desselben ab und versprachen, um dem Gelüst nach neuen Umgebungen zu genügen, Gesellschaft einer andern Art ihr zuzuführen.

Kaum eine Stunde von dem Elidensteine öffnete sich das Krinnelsloch, unergründlich in seiner Tiefe und mit grünlichfarbenem Wasser erfüllet bis zum Rande. Dort wohnten Nixen, die mehr der Jungfrau an Geschlecht und Größe glichen, mit denen die Heimchen in gutem Einverständniß lebten. Zu diesen befreundeten Wassergeistern verfügten sich Abgeordnete aus dem Volke der Erdmännchen und warben, zu Ilsa's Unterhaltung, um einige aus deren Mitte. Willig folgten ihnen Inka und Zibezasel, die schönsten unter den langhaarigen Nixen, und Ilsa's Wünsche verstummten in der Freude über die neuen Gespielen. Mit ihnen theilte und wechselte

sie nun die Sorgfalt für die goldne Heerde und entdeckte bald der ernstern Inka die geheimsten Gefühle ihres Herzens, bald ergötzte sie sich an Zibezasel's launigen Schwänken.

So verstrichen noch geraume Zeiten für Ilsa in Genuß und Heiterkeit; doch jenes frühere Glück, das sie, in kindlicher Unschuld, ungetrübt so viele Menschenalter hindurch genossen hatte, kehrte nicht wieder in ihrem Innern ein. Die eingeschläferten Wünsche erwachten und wurden laut im Drange nach Befriedigung.

„O gönnt mir doch die Freude,“ — ergieng der Jungfrau Bitte — „nicht scheiden will ich ja von „euch und kann es nicht, ihr Lieben! nur einen Blick „laßt mich thun hinaus durch die engen Klüfte, die „das Hier vom Dorten trennen, und um so heimi„scher werde ich mich in eurem Dämmerreiche fühlen, „wenn ich das grelle Licht der Oberwelt betrachtet „habe.“

Da blieb den armen Heimchen kein Auskunftmittel übrig und zögernd führten sie die Freundin an die Oeffnung der Höhle in dem Elidenfelsen. Die Trauerahnung hatte sie nicht getäuscht. Staunend

ließ Ilsa von dem wärmenden Lichte der Sonne sich bestrahlen, versunken in den Anblick des blauen Himmels schien ihr Fuß in die Erde einzuwurzeln und sehnsuchtsvoll schweiften ihre Augen daneben durch das lebenvolle Grün der großen, reichen Gegend. Dringend mußten die kleinen Begleiter an den Heimweg mahnen, oft kehrte Ilsa an jene Stelle zurück und immer häufiger überließ sie Inka und Zibezasel ihre Heerde, während sie in der Grotte weilte, die den Ausgang aus dem Heimchenreiche bildete und kraft des Vertrags mit dem Heimchenvolke von ihr nicht überschritten werden durfte. Ernster und immer ernster wurde die Jungfrau. Besuchten auch die Heimchen sie in ihrer Abgeschiedenheit, so verschmähete sie die harmlosen Liebkosungen derselben, zuwider war ihr der Umgang mit ihnen geworden, wie dem den Kinderjahren entwachsenden Menschen sein früheres Spielzeug zuwider wird. Selbst die Sorge für die goldne Heerde, ihr vormals so theuer, übte sie nur noch als lästige Pflicht.

Bald gewahrten die Bewohner der Umgegend die hehre Jungfrau auf der Höhe des Elidenfelsens, in ihrer ruhig ernsten Haltung dünkte sie ihnen eine

Erscheinung aus der Götterwelt. Ehrfurchtsvoll näherte man sich, als aber Ilsa auf Fragen Antwort gab und mittheilte, was sie im tagelangen Nachsinnen an Weisheit erdenken mochte, da wurde sie bald als Saga der Gegend betrachtet und verehrt. Weit umher verbreitete sich ihr Ruf und aus fernen Gauen kam man, um bei wichtigen Unternehmungen die Rathschläge und Weissagungen der klugen Alruna zu hören.

In solcher Weise lebte Ilsa viele Jahre, wenn auch nicht selbst mehr glücklich, doch für Andrer Wohl, bis einst ein weibliches Wesen der Grotte bei nächtlicher Weile sich nahete. Bilbze war das Weib, dem nahgelegenen Godaminteiche entstiegen, der den unterirdischen, nicht guten Göttern geweihet war, und schmeichelnd redete es die Jungfrau an:

„Herab zu uns komm, du herrliche Alruna! „hernieder in das Thal. Dort, wo dich alle hören „können, streue den Saamen deiner Weisheit aus „und ärnte den Lohn, der dir gebührt, in göttlicher „Verehrung der Menschen ein.“

„Wie, ach! so gern“ — erwiederte die Jungfrau — „würde ich deinem Rathe folgen, durch

„diese Fluren ziehen und auf ihren grünen Matten „meine Schaafe weiden, doch diese Höhle hält mit „Zauberbanden mich zurück.“

„Die Gefahr über mich! ich löse diesen Zauber, „sobald du selbst nur willst.“

„Doch meine Strafe, — wenn ich den guten „Heimchen untreu werde?“

„Die soll bestimmen“ — erwiederte voll Arglist das Weib — „wer am meisten in Liebe für dich „entbrennt.“

Da willigte die bethörte Jungfrau in der Hexe Lockung ein. Bilbze löste Ilsa's Zauber, brachte ihr, was sie wünschte, die Heerde goldner Schaafe sammt dem goldnen Hunde und Hirtenstabe. Ilsa entstieg den Höhen des Elidensteines, während aus seiner Höhle leise Klagetöne der betrogenen Heimchen drangen, und trieb und weidete durch den reizenden Gau nach ihres Herzens Lust die einzig schöne Heerde.

III. Strafe und Verbannung.

So waren drei Menschengeschlechter noch vor Ilsa, der nimmer alternden, vorüber gegangen, nur

reifer war sie an Weisheit und Erfahrung geworden. Noch immer trieb sie ihre goldne Heerde durch die Fluren, das Thal entlang, bis in die Gegend, wo die Orla fließt und mit dem Strom der Saale sich vereinigt, eine Ehrfurcht gebietende Erscheinung allen, die der hehren Jungfrau begegneten, oder bei ihr Rath und Hilfe suchten. Dort aber an dem Orlabache erschaute ein Riese sie, der auf dem Rone hauste, als Ilsa, im Gefühle, wie hoch sie über den Menschen stehe, unbedachtsam ihre Schaafe in den Thälern und Klüften weidete, die, zum Ronberg gehörig, der Riese als Eigenthum in Anspruch nahm. Sein Herz entbrannte in heftiger Liebe zu der reichbegabten Jungfrau, keck trat er vor Ilsa hin und stand in Riesenweise nicht an, die Erfüllung seiner Wünsche von ihr zu begehren.

„Komm, du Heimathlose!“ — sprach er sie an — „werde Burgfrau mir. Wo der Aar hauset, gehörst „du hin, nicht in das Thal, aus dem er seine Beute „holt. Im Burggärtlein dort magst du deiner Heerde „warten und weithin durch die Gauen das Auge „schweifen lassen. Manch Spielwerk bring' ich dir „hinauf und was ich hab', ist dein.“

Stolzen Sinnes jedoch wandte sich Ilsa von ihm ab:

„Armes Rieslein! wie magst du so gedenken? „Gefeit bin ich, geboren werden und altern sah ich „deine Ahnen schon. Theurer ist mir die Freiheit „als alle Güter, welche die Erde trägt, oder in „ihrem Innern birgt und nichts ist all dein Reich= „thum gegen die Schätze, denen ich aus Ueberdruß „daran entflohn.“

Der Riese aber ergrimmte ob des Spottes und seine Liebe wandelte sich um in bittern Haß.

„Nun wisse, du Stolze!“ — brach er aus — „bist du gefeit, bin ich ein Zauberer und verfallen „bist du mir, so wie du mein Bereich betratest. „Sollst wohnen, sag ich dir, in einer Burg, auch „wider deinen Willen, doch unbekannt und ungeliebt; „sollst weiden deine Schaafe tief unten, wo dir mit „nichten es gefallen wird; sollst deine Freiheit haben „da, wo du kein menschliches Antlitz wieder siehst.“

Es geschah. Die Zusage der Hexe Bilbze bewies sich als schnöder Trug. Ilsa wurde von dem riesigen Zauberer verbannt in die unterirdischen Räume und Gemächer der alten Burg Ranis und muß allda

die goldnen Schaafe, die sie aus dem Heimchenreiche mitgenommen, nun einsam hüten. Die Heimchen oder Erdmännchen, ihre ehemaligen Freunde, wurden bei der Einführung des Christenthums durch die feierlich hallenden Töne der Glocken aus ihrem Reiche vertrieben und flüchteten sich zu den ihnen heiligen Urstätten der Bewohner des Landes, unter altdeutsche Grabhügel, worin Urnen sich befinden. Drude nun benannt und als solche gefürchtet, ist es Ilsa nur bei hochwichtigen Ereignissen und Weltbegebenheiten vergönnt den Bewohnern der Burg vorbedeutungsvoll zu erscheinen. Die Lösung ihres Bannes erfolgt, wenn der Klang christlicher Glocken verstummt den Heimchen nicht mehr schaden kann und diese, zurückgekehrt in ihr Reich, noch einmal im ungleichen Kampfe die Riesen überwunden haben werden. Dann erst tritt Ilsa's Befreiung ein und sie darf wieder durch Clidens Fluren, bis sie an die Gränzen des Heimchenreiches sich erstrecken, ihre goldne Heerde treiben.

Noch finden sich die Spuren fast all der Gegenstände, von denen diese alte Sage handelt, in dem Umkreise der Gegend, die sie in ihrer Erzählung be-

zeichnet. Der Elidenfelsen, welcher die Burg einst trug, worin Ilsa geboren wurde, ragt hoch empor an dem Wege, der von dem Städtchen Ranis nach dem Flecken Könitz führt. Gegen Norden öffnet sich in ihm die Höhle, durch welche die Jungfrau eingieng in das Reich der Heimchen, die Grotte, worin sie später weissagend weilte und als Alruna verehrt wurde. Reich und groß bietet sich von dort aus die Umgegend dem Auge dar. Auf der Stelle, wo Ilsa, auf Bilbze's Ueberredung, mit ihrer Heerde in das Thal hinunter stieg, ist das Dorf Oelsen — in alten Urkunden jedesmal Ilsen geschrieben — erbaut worden. Unfern davon gewahren wir die unverkennbaren Spuren eines jetzt ausgetrockneten Teiches und wir befinden uns an dem ehemaligen, den unterirdischen Göttern geweiheten Godaminteiche, aus welchem die Hexe Bilbze kam. Das gleichfalls in der Nähe befindliche Krinnelsloch hat seine Bewohnerinnen, die Wassernixen — nach Aussage der Landleute — bis auf den heutigen Tag noch nicht verloren, und wird deshalb mit Scheu von ihnen betrachtet und vermieden. Auch die Heimchen sind ihnen durch verübte Schwänke und Neckereien unter dem

Namen Querxen oder Erdmännchen, aus den Erzählungen ihrer Voraltern, noch recht wohl bekannt. Der Ronberg, auf dem der zaubernde Riese hauste, wurde im Jahr 1401 von Günther von Schwarzburg dem Pfarramte zu Pösneck geschenkt. Inka's, der Ilsa befreundeten Wassernixe Name, hat sich gleichfalls erhalten und dient zur Bezeichnung mehrerer Felder und kleiner Haine in dieser Gegend. Ilsa selbst aber sah man noch vor wenigen Jahren in einem der Gemächer der alten Burg Ranis, als Drude, auf den Kalk einer Wand gemalt, leider ist jedoch das Bildniß unter ökonomischen Vorrichtungen seitdem zu Grunde gegangen. Des Nachts hören die Bewohner der Burg, in abgemessenen Zwischenräumen, bald leiser, bald stärker, tief unter sich in der Erde, ein dumpfes Pochen und schreiben es, da keine andre Ursache sich auffinden läßt, der armen Verbannten zu, die, ungeduldig ihrer Erlösung harrend, mit dem goldnen Stabe auf den Boden ihrer unterirdischen Klause stoße.

Vielfache Versuche wurden in neuern Zeiten gemacht, um Ilsa's dunkle Gemächer aufzufinden und vielleicht einige ihrer goldnen Schaafe zu erbeuten.

Doch, wenn ihr selbst der Sinn für Freude an denselben längst gebricht, wie wenig Beglückung würde daraus zu erwarten seyn für uns jetzt lebende Menschen, die wir der Jungfrau in dem Heimchenreiche an Unschuld und Reinheit des Herzens nicht mehr gleichen?

Theodor: Ist diese Sage nicht ein wahres Prachtstück unter den Sagen, so daß sie kühn mit den besten ihres Geschlechts sich messen kann und selbst vor der Volkssage von dem alten Barbarossa im Kifhäuser nicht scheu zurück zu treten braucht? Welches zarte Leben von der einen und welche strenge Gerechtigkeit von der andern Seite waltet darin! wie wechseln die Situationen und ändert sich die ganze Scene! ein wahres Drama! Alle Kräfte, Hexen, Zauberer und Riesen werden aufgeboten, um Ilsa zu verderben, und doch ist es im Grunde — ächt dramatisch — bloß ein ganz menschliches Gefühl in ihrem Innern, dessen Leidenschaftlichkeit den schweren Ausgang für sie herbeiführt. Es macht unserm Landvolke Ehre, diese Sage so treu bis auf unsre Zeit bewahrt zu haben.

Gustav: Sie gränzt unläugbar an das Mährchenhafte vermöge ihrer Länge, des raschen Wechsels ihrer Verhältnisse, der Beimischung von Nixen, Hexen und Zauberern, so wie des grandiosen Endes, und würde für ein Mährchen gelten können, wenn sie nicht unter dem Landvolke erwachsen und an Lokalität gebunden wäre.

Agathe: Ich möchte mir Ilsa zeichnen, ein Mal, wie sie in hoher Unschuld mit den Heimchen spielend verkehrt — dann als hehre Alruna ernst und unbeweglich auf dem Felsen stehend — noch ein Mal, wie sie unter dem Gefühle der Schuld ihre goldne Heerde im Thale weidet — und zuletzt, wie sie büßend in den unterirdischen Gemächern der Burg Ranis sitzt. Es ist vier Mal die Jungfrau in derselben Jugend und doch jedes Mal so verschieden, daß es gewiß eine interessante Suite geben sollte.

Aimar: Zu loben ist ingleichen, daß durchaus kein unsittlicher Anklang in dieser Sage sich findet, so manche Gelegenheit dazu sich dargeboten hätte.

Theodor: Davon haben wir überhaupt in unsern Volkssagen nichts zu fürchten. Sie sind so rein gehalten, daß man in dieser Hinsicht durch sie

in das Paradies sich zurückversetzt fühlen könnte. Höchstens, obgleich sehr selten, ist es eine Wassernixe, die eine Unschicklichkeit nach unsern Vorstellungen sich zu Schulden kommen läßt.

Gustav: Wollen wir die Schönheit dieser Sage gehörig würdigen lernen, so dürfen wir auch die mächtigen Hebel zu dem reich bewegten Leben derselben nach außen in dem innern Leben der handelnden Personen nicht übersehen. Welch eine Vielseitigkeit an guten wie fehlerhaften Anlagen, Neigungen und Handlungen! Zuerst die schöne, sich anschmiegende und einschmeichelnde Kindlichkeit der Heimchen, nebst dem Gefühle für Liebe und Mittheilung in Ilsa's Herzen, dann endlicher Ueberdruß an dem Besitze der unterirdischen Schätze und Lust dagegen zu dem Verbotenen, täuschende Versprechungen um das Erwünschte zu erlangen und Genuß ohne Befriedigung in dem Erreichen jenes Wunsches, List und Versuchung der Hexe auf Ehrgeiz und Freiheitssinn der Jungfrau gebaut, Verirrung, Undank und Untreue derselben in Folge davon, die Wehklage der Getäuschten darüber, endlich Ilsa's Selbstgefühl und dadurch erregt die Umwandlung

der Liebe in Haß, Zorn und Rache des ungeschlachten Zauberers. — Dabei so menschlich wahr gehalten, daß vielleicht wir alle, in Ilsa's Verhältnissen, eben so fühlen, wünschen und handeln würden.

Aimar: Was kann das anders heißen, als, es sind Grundzüge des deutschen Nationalcharakters darin nicht zu verkennen? Diese finde ich besonders in jenem bloß auf Treue und Glauben begründeten Verhältniß der Jungfrau zu dem Heimchenvolke, in dem Sinne für freundschaftliches Anschließen, dem Trachten nach etwas Neuem und Fremdartigen, so wie in dem edlen Stolz der reichbegabten Jungfrau gegen die äußere Ueberlegenheit des zaubernden Riesen, vor allem andern aber in Ilsa's nicht zu beschwichtigendem Freiheitssinne und dem durch das Ganze sich aussprechenden Gefühle für Recht und Gerechtigkeit.

Georg: Alles recht gut, — nur bin ich zweifelhaft, in welche Zeit zurück ich den Ursprung der Sage versetzen soll. Diese Elfenwelt und dagegen Hexe, Nixen und Zauberer, — die weissagende Aluna und der Klang christlicher Glocken, — sind Angaben, die sich schwer unter einen Gesichtspunkt

bringen lassen und machen mich ungewiß, ob ich sie einer fast vorgermanischen Zeit zurechnen oder auch wohl erst mit der Ausbreitung des Christenthums in Verbindung bringen soll.

Elsbeth: Ei! der ältesten Zeit, die sich nur irgend auffinden läßt, denn die Heimchen oder Elfen haben noch nicht einmal eine Perchtha zur Mutter und Königin. Sie leben offenbar in einem Freistaat und ein solcher ist immer der Vereinigung aller unter ein Oberhaupt vorausgegangen. Auch die Riesen, welche von den Kleinen überwunden worden sind, scheinen ein Urriesenstamm gewesen zu seyn, der irgendwo, nur nicht auf der Oberfläche unsrer Erde seinen Wohnplatz gehabt haben mag, denn darauf treffen wir sie, andern großartigen Geschöpfen gleich, wie sich's der Leibesmasse nach gehört und gebührt, nur einzeln und selten an.

Anna: Ich, für mein Theil, glaube an eine weit neuere Zeit. Ilsa's sinnig zartes Wesen im Ganzen, ihr tiefes Sehnsuchtsgefühl, ihre Entzückung über das Blau des Himmels und das Licht der Sonne, dazu genommen, was Theodor bereits über ihr und der Andern inneres Leben gesagt hat, alles

dies deutet mir auf eine schon ziemlich vorwärts geschrittene Gesittung der Menschen hin.

Margarith: Auch ich sehe nicht ein, warum ich dem hohen Alterthum so fröhnen sollte. Ilsa wandelt, sobald sie das Reich der Elfen erst verlassen hat, in einer von Menschen bewohnten Gegend, durch blühende Fluren, von Wäldern oder Gefahren durch Ungeheuer ist nicht die Rede, und die alten Eliden in ihrem wunderlichen Gemäuer scheinen mir beinahe an die Raubritter des Mittelalters in ihren Felsennestern zu gränzen.

Georg: Durch diesen Ausspruch wird leider mir auch die letzte meiner Hypothesen entrissen, daß nämlich die vorliegende Sage zu verschiedenen Zeiten entstanden seyn könnte, der erstere Theil z. B. in der grauesten Urzeit, der zweite zu der Zeit der Germanen oder Sorben, und der dritte während der Ausbreitung des Christenthums in hiesiger Gegend. Meine Geschichtskunde geht an dieser Aufgabe scheitern, ich erkläre mich für insolvent.

Theodor: Auch würde ich gegen eine solche Hypothese höchlich protestiren. Es steht das Ganze in einem viel zu genauen Zusammenhange und ist zu

schön in sich geschlossen, als daß von dergleichen Stückwerk die Rede seyn könnte.

Gustav: Laßt mir einmal das Wort, liebe Freunde! vielleicht läßt sich noch ein Ausweg aus diesem historischen Labyrinthe entdecken. Allerdings sind die Elemente zu dieser lieblichen Volkssage aus verschiedenen Zeitaltern genommen, doch das Neuere herrscht darin unverkennbar vor, und ich getraue mir fast in der Flucht der Heimchen vor dem dumpfen Klang der christlichen Glocken den Standpunkt aufzufinden, wo wir, bei der Untersuchung nach dem Ursprunge derselben, fußen dürfen. Sie bildet meines Bedünkens einen wehmuthsvollen Rückblick jener neubekehrten Heiden, die noch gar wenig Genuß aus ihrer christlichen Religion zu schöpfen wußten, auf die Heiterkeit und Lebensfrische der heidnischen Vergangenheit, und bietet indem sie von den frühesten Erinnerungen anhebt und alles dem Volke Interessante in sich faßt, gewissermaßen ein Panorama jener vorchristlichen Zeit in dieser Gegend. Zur Beglaubigung meiner Ansicht möchte der Umstand dienen, daß die Lösung von Ilsa's Verzauberung an das Verstummen der christlichen Glocken gebunden ist.

Es liegt darin die ferne Aussicht, daß doch vielleicht einmal die alte gutheidnische Zeit zurück kehren könne, nach der Analogie, daß eine solche Lösung nichts Unmögliches als Bedingung in sich schließen darf.

Aimar: Wohl! Wenn aber, wie ich gern zugebe, in der Lösungsbedingung ein Anhaltpunkt für uns zu finden ist, wie würde dann die zweite Bedingung, die abermalige Besiegung der Riesen durch die Elfen, zu erklären seyn, deren Wichtigkeit gleich im Anfange der Sage angedeutet zu seyn scheint?

Georg: Diese macht mir wenig zu schaffen, denn wir finden immer, sogar historisch begründet, daß die besiegten Feinde riesenmäßig gedacht und geschildert werden, um den Ruhm der Sieger zu erhöhen. Diese Bedingung dürfte demnach, schlicht ausgedrückt, nicht mehr und nicht weniger in sich schließen, als eine nochmalige Besiegung der Feinde.

Aimar: Mir hat Freund Gustav's Erklärung ein drückendes Bedenken vom Herzen genommen, nämlich Inka's und Zibezasel's Verhältniß zum Ganzen, dessen poetische Nothwendigkeit mir nicht einleuchten wollte; bei seiner Ansicht füllen sie ihre Stelle aus.

Georg: Sehr merkwürdig ist mir der Umstand, daß die vertriebenen Heimchen ihre Zuflucht unter den Grabhügeln der Urbewohner des Landes suchen, in denen Urnen sich befinden, insofern sich diese Angabe ganz wörtlich in den Volkssagen der Oberlausitz wiederholt. Wunderlich ist nur in der Anführung derselben zu lesen, daß die Heimchen Heinchen geschrieben, und als Riesen selbst bezeichnet werden, so wie, daß die Glocken den Schaafen umgehängt sind. Gewiß eine höchst willkührliche Verdrehung der Sage, um eine vorgefaßte Hypothese zu vertheidigen! denn die Heimen oder Heimchen lebten zu Folge der Sage als ein eigenes Volk bis in die christlichen Zeiten herein, und die Thurmglocken, welche sie aus ihren Besitzungen in der hiesigen Gegend vertrieben haben, dürfen wir vielmehr für das Urbild der Schaafglöckchen halten, da sich wohl kein Exemplar der letztern in einer Sammlung von vorchristlichen Alterthümern auffinden lassen wird.

Gustav: Die Schaafe selbst sind nicht zu übersehen. Sie bezeichnen eine Zeit, worin die Schaaf- und Viehzucht noch dem Ackerbau vorherrschend betrieben wurde, so wie in ihrer Verbannung unter

die Burg Ranis, das Verdrängen derselben durch vermehrten Anbau der Felder in christlichen Zeiten, daß aber Ilsa's Heerde golden ist, deutet offenbar den hohen Werth an, den die Pflege der Schaafe für die Urbewohner der Gegend gehabt haben mochte.

Anton: Am merkwürdigsten ist mir, was sich über eine solche Sage alles sagen und vermuthen läßt. Da nun bereits die sämmtlichen Mitglieder unsers Vereins ihr Scherflein hierzu beigetragen haben, so will ich mich nicht ausschließen, will auch meine die Prosa vertretende Ansicht aussprechen, wie es die Bestimmung für mich durch Freund Gustav's Rollenvertheilung geworden ist. Mit kurzen Worten: ich finde in Ilsa nichts weiter als ein zur Nonne reifendes Fräulein aus dem Elidenschlosse. Ihre hohe Unschuld im Heimchenreich zeigt ihren innern Beruf dafür, — in neuern Zeiten würde man auf ein Erziehungsinstitut schließen können. — Die Alruna wird nach meiner Meinung zu einer christlichen Einsiedlerin, — ich habe die Grotte, wo sie weilte, selbst gesehen und sehr passend dazu gefunden. — Darauf ist sie in das bürgerliche Leben zurückgekehrt, hat sich aber später, nach der Liebesgeschichte mit dem

Ritter vom Ronberge, in das Kloster begeben, welches damals, wie mir erzählt worden ist, zu Ranis in seiner Blüthe stand. Wollen wir die unterirdischen Räume, wo hinein sie gebannt seyn soll, noch berücksichtigen, so kann es gerade diejenige Nonne gewesen seyn, die man dort eingemauert gefunden haben will. Auf diese Weise erhält die in Rede stehende Sage vom Anfang bis zum Ende ihre Erklärung, und das Dunkel, welches über ihr waltet, wird stark erhellet. Zwar sehe ich euch an, daß mir euer Beifall nicht zu Theile werden wird, aber sicher, auch meine Ansicht wird ihre Anhänger und Vertreter finden.

Theodor: O des unseligen Propheten! — Dennoch ist mir bei dem Erguß seiner Weisheit noch ein Gedanke beigefallen, der wenigstens als Curiosität unsre heutige Berathung schließen mag. Wie?, — sollte der Ron, von dem der Riese die Jungfrau nach Ranis verzauberte, mit Ranis in einer geschichtlichen Verbindung stehen? jene Verzauberung auf die Erbauung der Burg Ranis von dort aus, ja vielleicht — um Anton unser Lachen zu vergüten — auf die Gründung eines Klosters daselbst sich beziehen?

Rona heißt in der Wendischen Sprache, wenn ich nicht irre, die Dohle, Ronas die Morgenröthe. Es ist bloß ein hingeworfener Gedanke, aber doch nicht ganz aus der Luft gegriffen.

Der Feuergeist im Wilzenthale.

»Nur gerad' aus, queer durch das Wilzen»thal, wenn dem Herrn der Kopf auf dem rechten »Flecke steht,« — rief mir auf einer kleinen Fußwanderung ein Feldarbeiter zu, dem ich mich als des Weges unkundig angekündigt hatte. — So begann Theodor seinen Vortrag in der getroffenen Reihefolge. — Die Sonne senkte sich bereits zum Niedergang, das Dörfchen Rauschengesees hatte ich hinter mir, und nach einem kurzen Weg durch Felder und

Haideboden trat ich in die bezeichnete Gegend ein, mächtig überrascht, von ihrer ungewöhnlichen Bildung. Eine Kette von fast gleichgeformten Hügeln begränzt ein enges Thal von beiden Seiten und läßt zweifelhaft, ob Menschenhand hier die Natur geschaffen, oder die Natur nach Ordnung und Ebenmaaß der Menschen gearbeitet habe. So still und einsam war es zwischen diesen Hügeln, so zauberartig überleuchtete die abendliche Sonne den abgeschlossenen Raum, daß ich zum Längerweilen mich gedrungen fühlte. Nur tief unten in dem Grunde war ein bejahrter Landmann mit Trocknen abgemähten Futters noch beschäftigt; diesem näherte ich mich und sprach, Unterhaltung über diese Stätte suchend, ihm freundlich zu.

„Ja, Herr!“ — begann der Greis — „das „Wilzenthal ist viel bekannt, und wohl mag manches „Wilzenkind darin begraben liegen und Unerhörtes „hier vor Zeiten vorgefallen seyn; aber es will schon „Abend werden und“ — indem er scheu um sich blickte — „möchte nicht rathsam seyn, noch viel davon „jetzt zu erzählen.“

Dies war Oel in das Feuer der Phantasie eines Sagenfreundes gegossen. Mit der ganzen Ueberre-

dungsgabe, die mir zu Gebote stand, suchte ich den Alten, der seinen Harken auf die Achsel genommen hatte und mit mir selbander das Thal entlang heimwärts gieng, zu vertraulichem Aufschlusse über die obwaltenden Geheimnisse zu bewegen.

„Seht, lieber Herr!“ — nahm mein Begleiter leise, und furchtsam um sich schauend, wieder das Wort — „seit nun fast zwanzig Jahren läßt niemand „mehr in diesem Thale die Sonne gern über sich „untergehen, denn so wie der Abend einbricht ist es „nicht geheuer hier. Mögen es nun die alten Wilzen „seyn, die hier erschlagen worden sind oder andere „heidnische Gespenster, so viel ist gewiß, es neckt „und schreckt, so wie es dunkel wird, jeden Menschen, „der dem Thal zu nahe kommt. Dem Einen sind „feurige Zwerge erschienen, einem Andern hat es „häßliche Fratzengesichter geschnitten, und noch Andern „ist wieder etwas Anderes begegnet. In meinen jün„gern Jahren habe ich dergleichen nicht erhört.

„So neu ist also der Spuck?“ — unterbrach ich meinen ehrlichen Berichterstatter — „und früher ist „nichts davon bekannt geworden?“

„Je! da gewesen mag er wohl auch schon seyn, „nur hat in neuern Zeiten das geisterhafte Gesindel „alle Scheu verloren. Da rechts der Hügel, wo „man nach Burg-Lemnitz geht, das ist die Hermes- „höhe, auf welcher in uralten Zeiten die Säule eines „großen Abgottes — H e r m ä n a nennt es unser Herr „Pfarrer — gestanden haben soll. Der mag bis in „unsre Jahre herein das Gespensterunwesen im Zaume „noch gehalten haben; denn, wie mir mein Groß- „vater erzählte, vor Alters ist alle Abende, oder „wohl auch um Mitternacht ein feuriger Riese mit „entsetzlichem Geprassel aus dem Hügel aufgestiegen, „eine hellodernde Fackel in der Hand, die er wild „über seinen Kopf geschwungen hat. So ist er von „der Hermeshöhe herabgekommen, hat das ganze Wil- „zenthal langsam durchschritten bis hinunter in die „Prothentälle, wo er in der schönen Quelle, die aus „dem Hügel dort hervorquillt, seine Fackel ausgelöscht „hat und verschwunden ist. Zwanzig Jahre sind aber „nun schon vorbei, seit der Feuerriese nicht mehr „gesehen worden ist, und darum haben wir uns ge- „dacht« — —

Das Geräusch, welches ein aus dem Gebüsch aufflatternder Nachtvogel verursachte, entriß mir bei diesen Worten meinen gesprächig gewordenen Begleiter, der um einen Hügel hinumbiegend mit lautem Schrei des Entsetzens entfloh.

Erfüllt mit ebentheuerlichen Gebilden der Phantasie setzte ich langsam und nachdenkend meinen Weg, den Hermeshügel zur Seite, nach Burg-Lemnitz fort, und blickte mehrmals die Höhe hinan, ob nichts von der hehren Erscheinung sich oben sehen lassen werde. Eingezogene Erkundigungen bestätigten mir, daß allerdings der räuberische Stamm der Wilzen in jenem Thale von den Urbewohnern der Gegend geschlagen und fast vernichtet worden sey. Was mir hingegen der alte Landmann von dem Feuergeiste und seiner Fackel erzählt hatte, es glich so ganz dem Schwingen des Kistnah unter den Opfergebräuchen der Hindus, daß ich völlig irre wurde, in welche Vorzeit ich den Ursprung dieser Sage versetzen solle. Mein Reiseplan trieb mich weiter, doch faßte ich den festen Entschluß, bei erster Gelegenheit in das wunderliche Wilzenthal zurück zu kehren, die Hermeshöhe zu besteigen, den kleinen Wiesengrund zu durchwandeln, die Prothen-

tälle aufzusuchen, an der Quelle zu weilen, bei welcher vielleicht vor Zeiten dem Krodo unter heiligen Eichen geopfert wurde, und dadurch den schauerlich romantischen Genuß jenes Abendes mir zu erneuern.

Georg: Unser Sagenjäger Theodor hat wirklich ein edles Wild aufgespürt, wenn er auch dabei die vorgezeichnete Gränze etwas überschritten hat. Die Sagen von Feuer- oder Astralgeistern gehören unbestreitbar zu den Seltenheiten ihres Geschlechts, so daß es uns schwer werden wird, ein Seitenstück dazu aufzufinden. Auffallend ist es jedoch, daß der uns vorgeführte Feuerriese gewissermaßen als eine freundliche Erscheinung von den Bewohnern der Umgegend betrachtet wird, während fast immer diese Astralgeister, obgleich sie einer edlern Gattung von Geistern beizuzählen seyn dürften, etwas Schreckhaftes in ihrer Begleitung haben.

Elsbeth: Die Ursache, aus welcher die letztere Bemerkung hervorgieng, möchte eben darin zu suchen seyn, daß sie zu selten und vermöge ihrer Feuernatur den Menschen zu fremdartige Wesen sind, mit denen

man gewöhnlich zu verkehren gerechtes Bedenken trägt. Etwas ganz Anderes ist es mit den Elfen, Wassernixen, Wichteln und dergleichen, mit denen unsre Vorfahren ganz traulich umgegangen sind. Ich würde mich selbst in einem ganz andern Verhältnisse zu einem so hehren Feuerriesen fühlen, als zu einer Gesellschaft niedlicher Heimchen, die mit Freundlichkeit uns entgegen kommen.

Theodor: Sehr wahr! und was jene Ausnahme betrifft, so tritt der Astralgeist in meiner Sage als ein Beherrscher andrer, untergeordneter Geister auf; dadurch nun, daß er diese, die unverkennbar eine ziemlich koboldartige Natur entfalten, mit ihren Neckereien im Zaume hält, also mittelbar erst, mag er sich die Gewogenheit der Bewohner jener Gegend erworben haben.

Anton: Bei der Wahl dieses Gegenstandes scheint Theodor, wie ich bemerken muß, unser Thema aus den Augen verloren zu haben und ganz aus seiner Rolle zu fallen. Er liefert statt einer Volkssage, welcher die Vergangenheit als Scene dient, eine Geistergeschichte, die in der frischen Gegenwart spielt und spuckt. Wohin soll das führen?

Theodor: Ruhig, du aufgeklärter Mann! verachte mir nicht das Geisterreich, mit dem sich unsre Landleute noch im guten Einverständnisse befinden. Es liegt mehr Sinn und Wahrheit in diesem von euch verschrieenen Aberglauben für den Forscher, als in jener Afterweisheit, die ein Verdienst darin sucht, ihn zu bekämpfen. Jede nicht ganz individuelle Geistersage ist eine Reliquie aus den Zeiten unsrer Urahnen, die Zeugniß von ihrem Leben und ihren Thaten giebt, und deshalb mit Pietät behandelt und aufbewahrt werden sollte.

Anton: Aber wie in aller Welt läßt sich erklären, daß jener Feuergeist mit einem Male nicht mehr vorhanden ist und an dessen Stelle ein Heer von zauberhaften Gespenstern in dem Wilzenthale einzieht, die doch unmöglich zu den ehrwürdigen Reliquien des Alterthums gehören können?

Gustav: Mit der Zeitrechnung, guter Anton! dürfen wir es nicht so genau nehmen. Die fernste Zeitepoche unsrer Landleute geht nicht viel über den Großvater hinaus, und wenn der Landmann in Theodor's Sage spricht: „zwanzig Jahre sind schon „vorbei“, so deutet er damit an, daß die Berechnung

über seine Kräfte geht. Götter und Geister herrschten aber und fielen mit den Völkern, in deren Glauben sie lebten. Jener Feuergeist verschwand also mit dem Volke, dem er zugehörte, und Kobolde füllten, als ein andres Volk Besitz von der Gegend ergriff, das Thal an, das ihm, wegen des fremden Cultus, der dort betrieben worden war, unheimlich erschien.

Agathe: Wohl möchte ich wissen, welchem Volke jener Feuergott eigentlich vorgestanden habe?

Gustav: Darüber können allerdings nur Muthmaßungen angegeben werden. Die Namen Hermeshöhe, Hermäna, so wie die Angabe, daß eine Säule dort gestanden haben soll, lassen auf den altdeutschen Gott Irmin, Ermin, auch Herm genannt, schließen, zumal da Hermionen und Hermunduren diese Gegend bewohnten, welche Völker ihren Namen von dieser Gottheit ableiteten und auch jene bekannte, von Karl dem Großen später zerstörte Irmensäule verehrten. Berücksichtigen wir dagegen die Fackel und ganze astralische Natur des Geistes, so könnte es der Celtische Gott Teutates gewesen seyn, da die Celten in der Nähe Wohnsitze hatten und der Feuerdienst bei ihnen getrieben wurde.

Aimar: Bei diesen Erklärungen steigt mir nur der Zweifel noch auf, was für ein Interesse die Landleute von Rauschengesees und Burg-Lemnitz gehabt haben können, um eine ihren Verhältnissen ganz fremdartige Erinnerung so treu zu bewahren?

Theodor: Ei, Freund! eine Sage dieser Art spinnt sich, ohne Rücksicht auf ihren Inhalt, deshalb leichter als jede andersartige in die Gegenwart herein, weil unsre Landbewohner für Geister und Gespenster noch jetzt regen Sinn und Empfänglichkeit besitzen. Wer zählt die Plätze alle, wo es nach ihrer Meinung spuckt?

Georg: Noch mehr, die Erinnerungen an das graue Alterthum und die in demselben wichtigsten Stätten scheinen sich unter ihnen sehr häufig bloß unter der Vorstellung von Geistererscheinungen erhalten zu haben. Die Aeußerung: es ist dort nicht richtig, es spuckt da, deutet gewiß allemal auf eine Stelle, die unsern Altvordern wichtig und heilig gewesen ist. Ich habe wenigstens keine ergiebige Gräberei nach heidnischen Alterthümern unternommen, ohne von Geistern zu hören, die sich an dem Fundorte sehen lassen sollen.

Gustav: Hierzu mögen die ersten Verkündiger des Christenthums in unserm Lande nach Kräften beigetragen haben, indem sie die Plätze, auf denen die neubekehrten Christen früher ihren heidnischen Cult betrieben hatten, als Wohnorte neckender oder bösartiger Geister verdächtig zu machen suchten. Vielleicht daß ihnen selbst unheimlich dort zu Muthe war. Vornämlich waren es die Beerdigungs- und Verbrennungsstätten unsrer Vorfahren, die man auf solche und andre Weise in Verruf zu bringen sich bemühete, weil dort die Pietät der Hinterlassenen nach wie vor und bis in das christliche Zeitalter hinein ihre Dadsisen oder Leichenschmäuse feierte; eine Sitte, deren Spuren wir noch jetzt allenthalben bei den Dorfbewohnern gewahren. Nicht leicht wird sich ein Galgen, ein Rabenstein vorfinden, der nicht — ein trauriges Denkmal, wie wenig man das Gefühl achtete — auf Gräbern oder Urnen unsrer Altvordern sich erhübe.

Aimar: Der fromme Zweck heiligte damals jedes Mittel, so wie man die eine Stätte schändete, um von dem Heidenthume abzuschrecken, so weihete man die andre, um zu den christlichen Religionsgebräuchen anzulocken. Gewiß sind viele unsrer Kirchen

an und auf heilige Quellen und andere unsern Vorfahren wichtige Stellen gegründet. Ich kenne Kirchhöfe, die unverkennbar heidnische Rundwälle gewesen sind. Die heiligen Eichen wurden zwar umgehauen, aber zu jenen sonderbaren Truhen geformt und ausgehauen, die wir noch heut in vielen Gotteshäusern unsrer Gegend vorfinden, wahrscheinlich für die Bestimmung, christliche Heiligthümer in sich zu bergen.

Gustav: Genug davon! wir sind von unserm Gegenstande abgekommen, und ich habe Aimar's Frage noch zu beantworten, in wiefern die Bewohner von Burg-Lemnitz und Rauschengesees bei unsrer Sage betheiligt seyn können. Zum Theil hat zwar schon Theodor dieselbe beantwortet, indem er auf die dem Landmann eigne Vorliebe für das Geisterhafte verweist, doch möchte auch noch ein innerer Grund dafür zu entdecken seyn, darin, daß sie in ihren Altvordern, den Urbewohnern jener Gegend, Zuschauer der Ereignisse waren, aus welchen die Sage hervorgegangen ist, oder selbst davon mit betroffen wurden, und demnach entweder die ihnen befreundeten Celten, oder auch sie selbst einem andern Volke, vielleicht den Sorben, Platz machen mußten. Die Sage bezeichnet

also ein wichtiges Schicksal, das jene Landleute in ihren Vorfahren betraf; der Eindruck davon hat, von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzend, zur Sage sich gestaltet, deren Bedeutung jedoch in dem Wechsel der Zeiten für ihre Pfleger verloren gegangen ist. Dieser Ansicht zu Folge würde die Sage am wahrscheinlichsten germanischen Ursprungs seyn, wir begreifen, warum der schöne Astralgeist den häßlichen Koboldten gewichen ist, und das Auslöschen seiner Fackel in der Prothentälle deutet in sinniger Weise an, wie der eine Cult vor dem andern verlöschte.

Anton: An diesem Erklärungsversuche ist bloß auszusetzen, daß darin der erschlagenen Wilzen gar nicht gedacht wird, von denen doch das Thal seine Benennung erhalten hat, und unser Wortführer, wie man zu sprechen pflegt, nicht bei der Stange hält. Weit einfacher ist es offenbar, seiner eigenen Angabe folgend, anzunehmen, daß böse Geister von den Heidenbekehrern jenem Thalgrund angedichtet wurden, weil die heidnischen Wilzen darin begraben liegen, und daß die früher dort verehrte Gottheit, als Feuergeist geflissentlich von ihnen mit in die Kategorie schreckhafter Gespenster versetzt worden sey.

Aimar: Würdigen wir was jedes unter uns zur Aufhellung des obwaltenden Dunkels beizutragen sucht, und lassen übrigens als tolerante Männer jedem seinen Glauben, da ein volles Schauen hierbei nicht zu erwarten ist.

Anna: Noch über Eins möchte ich Kunde einziehen, ist Tälle, Prothentälle, nicht ein eigenthümlicher Ausdruck in dieser Gegend? und was bezeichnet er wohl?

Anton: Zu dienen, theure Freundin! Tälle bezeichnet in unsrer Gegend eine mehr oder minder tiefe Schlucht, die oft in eine kesselförmige Rundung sich endet, zuweilen aber auch in ein weiteres Thal, oder eine offene Gegend ausgeht, ein Thälchen eben, ein Thal en Mignature.

Margarith: Auch erwähnte Gustav vorhin der Dadsisen oder Leichenschmäuse unsrer Vorfahren. Da wir Weiber nun einmal zur Theilnahme an diesen Untersuchungen berufen sind, so möchte ich mir darüber, was es für eine B.wandtniß damit hatte, nähere Auskunft erbitten.

Georg: Diese Leichenschmäuse oder Dadsisen beruhen auf dem eigenen Umstand, daß sie von unsern

heidnischen Urahnen an den offenen Gräbern ihrer Verstorbenen gehalten wurden. Im Kreise saßen die Leidtragenden um das Grab herum, aßen, den Leichnam vor Augen, in den berauschenden Trank, der fleißig die Runde machte, mischten sich ihre Thränen, und dazwischen ertönte die schauerliche Todenklage. Das Beste aber, was man genoß, so manches gerade mit den leckerhaftesten Speisen gefüllte Geschirr, auch vielleicht ein Fäßchen mit Bier oder Meth, setzten sie dem geliebten Toden bei in's Grab hinein, damit derselbe beim Erwachen sich sogleich erquicken könne. Tief bis in die Nacht währte diese sonderbare Feierlichkeit, ja, man wiederholte dieselbe von Zeit zu Zeit noch über den zugedeckten Gräbern.

Theoder: Ein rührender Nachklang davon fand sich noch vor wenigen Jahren unter den Bewohnern des Dorfes Schönborn bei Neustadt an der Orla. Wenn nämlich eine Beerdigung dort bevorstand, so gossen die das Grab bereitenden Nachbarn und Verwandte des Verstorbenen einen Theil des von ihnen bei solcher Arbeit genossenen Brandtweins in das fertig gewordene Grab. Niemand unter uns wird

in dieser Sitte das Darbringen einer gutgemeinten Libation verkennen.

Gustav: Werfen wir noch einen prüfenden Rückblick auf die vier bis jetzt mitgetheilten Sagen, so möchte sich als Resultat ergeben, daß sie zufällig in der richtigen Alterfolge stehen. Salah's Kindern wird Niemand den Anspruch auf das höchste Alter streitig machen, in dieser Sage verschwimmen die Gestalten im Nebel des Alterthums. Kunhedto oder die Riesenburg nimmt mit Recht den nächsten Rang im Alter ein, insofern das Riesenpaar der Sonne seine Opfer darbringt und von keinem Idol noch etwas zu hören ist. Die Sage von Ilsa mit ihrer goldnen Schäferei schildert wenigstens, wenn sie auch später gebildet worden ist, ein früheres Zeitalter als der Feuergeist im Wilzenthale bezeichnet, weil wir in der letztern Sage schon eine ausgebildete Götterlehre gewahren. — Darf ich mir noch eine andere Bezeichnung dieser Sagen erlauben, so möchte ich die erste dunkel und nebelhaft, die zweite großartig, die dritte reich und lieblich und die vierte fremdartig nennen. Uebrigens deuten sie insgesammt auf Thaten und Ereignisse in der Vorzeit, von denen wir bloß

auf den damaligen Culturzustand der Gegend schließen können, von Reflexion oder einer Absicht zu belehren ist in diesen ältesten Sagen noch keine Spur zu entdecken. Vielleicht wird Anton, der so gern dem Praktischen sich widmet, mit etwas Derartigem uns das nächste Mal bewirthen.

Anton: Auch ich bringe eine Sage, die nicht den nächsten Umgebungen angehört. Sie knüpft sich an Reiseerinnerungen nnd gewährte damit im Niederschreiben mir selbst Genuß; was ich nachsichtsvoll zu berücksichtigen bitte, wenn die getroffene Wahl nicht den Beifall der Gesellschaft erhalten sollte.

Kresse.

Zufrieden verließ ich meine freundlichen Wirthsleute und wanderte an einem schönen Sommermorgen das liebliche Thal entlang, welches das Flüßchen Weyda im Voigtlande bildet. Der Wunsch, dasselbe in seinen Windungen zu überschauen, bewog mich

einen Berg hinan zu steigen. Einmal oben angelangt, stieg ich auf dem Bergrücken fort, von einer Kuppe zur andern, und blieb zuletzt vor einer nicht unansehnlichen Felsenhöhle stehen. Ihr Anblick war schwarz und unheimlich genug, um den Aufenthalt eines Zauberers ankündigen zu können, und uralte Eschen und Eichbäume schienen die Ehrfurcht gebietenden Wächter vor dem Eingange zu bilden. Deutlich mochte in meinen Mienen und Gebährden ein Staunen ob dieses Anblickes sich aussprechen, da stieg hinter der größten unter den Eichen ein altes Mütterchen auf. Geheimnißvoll nickte es mir zu: „Herr! das ist die Kressenhöhle, von welcher gar „viel zu erzählen wäre, wenn wir Zeit dazu hät„ten." — Meine Neugier, schon rege bereits geworden in dem Verlauf jenes Reisemorgens, wurde durch die Stelle und die Eigenthümlichkeit des Weibes, das vor mir stand, noch gesteigert. Kaum vier Schuh hoch, dazu gebeugt durch die Macht der Jahre, sprach sich in seinem ganzen Wesen Redseligkeit und der Wunsch nach näherer Bekanntschaft mit mir aus. Ein schwarzer Rock mit einer lohgelbfarbenen Schürze, ein graues Mieder und eine dicht aufliegende, schwarze

Haube, bildeten die auffallende Kleidung der scheinbaren Höhlenbewohnerin.

„Erzähle doch, Mütterchen!“ — ergieng die Einladung — „ich habe Zeit dafür und an Aufmerksam-
„keit soll es nicht fehlen.“

„So mag es meinethalben denn auch geschehen,“ — lautete die Antwort — „es zieht ohnedies ein gnä-
„diges Donnerwetter auf, und wir können uns herein
„zur Höhle auf diesen alten Baumstock in die Geduld
„setzen.“

„Es mag schon geraume Jahre her seyn,“ — begann meine redselige Nachbarin — „zur Zeit des
„dreißigjährigen Krieges, damals wohnte in Hirsch-
„bach, dem Dorfe da drüben, ein junger Bursche
„Namens Kresse, der schönste und stärkste weit
„und breit umher. Alle Jungfern hatten ein Auge
„auf ihn gerichtet, manche darunter wohl gar alle
„beide, doch Kresse hatte sich schon sein Theil aus-
„ersehen, keine geringere war es, als des Schulzen
„einzige Tochter. Das Mädel hatte ihn für ihre
„Seele lieb und der Vater hatte nach gerade auch
„nichts dawider, denn Kresse war gut, dieß Zeugniß
„mußte ihm seine eigene Mutter geben, auch war

„im ganzen Dorfe kein Bursche, der sein Feind ge-
„wesen wäre, oder ihm die hübsche Schulzentochter
„nicht gegönnt hätte."

„Guter Gott! wer hätte damals denken sollen,
„daß es so weit mit ihm kommen könnte? Aber es
„ist freilich dem armen Kresse auch danach gegangen.
„Denkt euch nur, lieber Herr! da kommt das wilde
„Kriegsvolk, und Kressens Mutter wird krank vor
„lauter Schrecken. Es mag wohl auch nicht klein
„gewesen seyn. Zuerst haben sie das Getraide aus
„den Scheunen geholt, wie dies alle ist, die Frucht
„auf dem Felde abgeschnitten und verwüstet, das
„liebe Vieh weggetrieben oder todgeschlagen, und wie
„alles rein ausgeplündert gewesen, endlich das ganze
„Dorf angesteckt und abgebrannt. Kresse hatte seine
„Mutter noch auf den Händen aus dem hellen Feuer
„herausgetragen und ihr die Augen zugedrückt. Nun
„sieht er sich nach seiner Braut um, aber ach, daß
„es Gott erbarme! die ist nicht mehr zu sehen noch
„zu hören, entweder sie ist mit verbrannt, oder die
„Soldaten haben sie mit fortgenommen."

„Von der Stunde an ist Kresse wie umgewandelt
„gewesen. In den tiefsten Wald ist er hinein gelau-

„fen, wo die Waldweibel wohnen und soll von ihnen „die schwarze Kunst erlernt haben. Hernach hat er „geschworen, daß er nicht eher ruhen noch rasten „wolle, bis er sich gerächt und die ganze Gegend von „dem kaiserlichen Raubvolk gereinigt hätte. Zwanzig „Bursche noch von Kressens Alter sind mit ihm ge„zogen; mit diesen hat er sich hierher auf die Lauer „gelegt. Dort, wo sich der Berg in das Triebes„thal hinabzieht und gegenüber nach dem Weyda„thale zu, könnt ihr noch die Gruben und Löcher „sehen, worin seine Kammeraden und Spießgesellen „sich versteckt gehalten haben, die Höhle aber da, „wo wir sitzen, das ist die Kressenhöhle, da drin „hat er sich selber aufgehalten."

„Was er da alles für Stückchen ausgeführt hat, „davon wird man noch lange in dieser Gegend zu „erzählen wissen. Von der Zeit an brachten die „Raubsoldaten keine Hand voll Beute mehr von der „Stelle, denn wen Kresse und seine Leute auf's Korn „gefaßt hatten, der war ein rein verlorner Mann; „wenn er seine Büchse losbrannte, so stürzte Roß „und Mann zusammen."

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN
BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

„Einmal traf er bei der Kauermühle da unten
„auf einen Trupp feindlicher Soldaten, die Kressen
„noch nicht kannten. Sie verlangten, er sollte both'sch
„mit ihnen laufen.“ — „Ich will erst meine Mutter
„fragen, ob ich darf, — sagte Kresse höhnisch —
„wartet nur hier eine Weile. — Nun gieng er
„in die Mühle und machte sie alle zusammen fest,
„so daß sich keiner von der Stelle rühren konnte.
„Vier volle Seigerstunden ließ er das Raubvolk dort
„stehen, endlich kam er wieder aus der Mühle heraus
„und sagte, — er muß eben einmal bei guter Laune
„gewesen seyn — sie möchten für dieß Mal nur ihrer
„Wege gehen. — Das haben sie sich nicht zwei Mal
„sagen lassen, sie sind nur froh gewesen, daß sie so
„mit einem blauen Auge weggekommen. Die hätte
„ich mögen laufen sehen, denn nun haben sie gewußt,
„mit wem sie es zu thun gehabt.“

„Ein anderes Mal befand sich unser Kresse in
„Staiz da drüben, da kommt das Geschrei, die
„feindlichen Soldaten wären im Anzuge. Was thut
„Kresse? Er umsteckt das ganze Dorf mit Hasel-
„ruthen und läßt jede Haselruthe aussehen wie einen

„Musquetier mit Ober= und Untergewehr. Da ist „der Feind in aller Stille wieder abgezogen."

„Oft hat er auch auf die Anhöhen und Berge „umher nur Heckſel ausgeſtreut, und der Feind hat „dann alles mit bewaffnetem Kriegsvolk beſetzt ge= „funden, ſo daß er über Hals und Kopf wieder „Reißaus hat nehmen müſſen."

„Den beſten Fang aber hat Kreſſe in dem Dorfe „Palen bei Entſchütz gethan. Der böſe kaiſerliche „General von Holk kam dorthin, nachdem ſeine Raub- „ſoldaten ihre Wuth an der ſchönen Stadt Weyda „ausgelaſſen und ſie von Grund aus verwüſtet hat= „ten. Das ſind aber gerade die Soldaten geweſen, „die auch in Hirſchbach, an Kreſſens Geburtsorte ſo „arg gehauſt. Da hat Kreſſe weder Haſelruthen ge= „ſteckt noch Heckſel ausgeſäet. Ruhig hat er ſie alle in „Palen einziehen laſſen, aber keiner iſt lebendig wieder „herausgekommen. Erſt ſind ſie drin von ihm feſt „gemacht worden, dann hat er einen nach dem andern „in aller Ruhe abgethan, zuvörderſt die Naſe, dann „die Ohren, und ſo fort ein Stück nach dem andern „abgeſchnitten, wozu ſie ganz ſtille haben halten müſ= „ſen und nicht mukſen dürfen. Darüber iſt aber

„auch eine solche Furcht vor diesem Dorfe unter die „kaiserlichen Soldaten gekommen, daß die Officiere zu „jedem ihrer Leute gesagt haben: „Weich nur Palen!' „und davon führt dieser Ort noch heutiges Tages „den Beinamen Weich-Palen."

„Durch das alles war Kresse weit und breit „umher furchtbar geworden, und hat dabei unsrer „Gegend manchen wichtigen Dienst geleistet. Wollte „z. B. das Raubgesindel einem Bauer die Ochsen „aus dem Stalle, das Vieh von dem Felde mit „Gewalt wegnehmen, so brauchte der Bauer nur „aus Leibeskräften zu schreien: „Kresse hilf! Kresse „hilf!" Wenn die Räuber nur Kressens Namen „hörten, so ließen sie von dem Viehe ab und suchten „das Weite."

„Dabei hat ihm niemals eine feindliche Kugel „etwas anhaben können. Die kleinern Kugeln, die „auf ihn abgefeuert wurden, fieng er alle in seiner „Hemdebausche auf, wohin sie durch den Hemde„schlitz fahren mußten. Die größern aber, die „ihn doch ein Bischen gejuckt haben würden, war „er gewohnt mit einer Haselruthe von sich abzu„wehren."

„Und was hat Kresse für ein Ende noch ge„nommen?“ — fragte ich dazwischen. —

„Je nun, der Krug geht doch immer nur so „lange zu Wasser, bis er bricht! so gieng es auch „Kressen. Ob er gleich auch die Kunst besaß, sich „unsichtbar zu machen, so wurde er doch zuletzt ein„mal von dem Feinde überrumpelt, ehe er noch eine „seiner Künste hatte prakticiren können. Sie führten „ihn gefangen nach Auma in den Gasthof zum Rosse, „dort sollte er in einer Stube nach Kriegsrecht er„schossen werden. Alle Kugeln aber, die auf ihn „abgefeuert wurden, waren nicht im Stande ihm „das Leben zu nehmen. Endlich konnte er es nur „nicht länger vor Jucken und Brennen abhalten, das „ihm die Kugeln verursachten, und sagte deswegen „zu den Soldaten, sie möchten sein eigenes Gewehr „nehmen und ihn damit erschießen. Wie sie das thun, „fliegt die Kugel durch Kressen's Herz hindurch in die „Wand. Das Loch davon und Kresen's daran ge„sprütztes Blut, war noch bis zum großen Aumaischen „Brand 1790 zu sehen, denn kein Kalk haftete darauf, „so oft es auch überweißt worden war. Mit eigenen „Augen habe ich es einige Wochen zuvor gesehen.“

„Doch horcht! — es ruft mein Mann. Behüt' „euch Gott! Zu Hirschbach, an der Stelle, wo „Kresse ist geboren worden, und als Kind und Bräu„tigam gelebt, steht das Kressenhaus bis auf den „heutigen Tag."

Mit diesen Worten war die wunderliche Alte verschwunden. Das Gewitter hatte ausgetobt und tief nach Westen sich hinabgezogen. Schon neigte sich die Sonne zum Untergang. Auch ich verließ nun die stille, schauerliche Stelle, kehrte in mein gestriges Nachtquartier zurück voll von dem, was ich hier gesehen und gehört hatte, und erzählte dort in der Abenddämmerung noch meine Begebenheit mit dem Weibe in der Kressenhöhle.

„Herr!" — rief plötzlich meine Wirthin — „lach„tet ihr mich nicht aus, ich spräche, das müsse ein „Waldweibel gewesen seyn."

„Sprecht nur, liebe Frau! Ich habe ja des Wun„derbaren heut so vieles schon gehört, kein Wunder „soll mich's nehmen, wenn ich endlich auch selbst „mit hinein verflochten werde."

„Ja, diese Waldweibels" — fuhr sie fort —

„haben sonst gar häufig auf den Bergen und in den
„Wäldern hier herum gelebt, und viele Leute wollen
„deren vor Kurzem noch gesehen haben. Ein armes,
„verwünschtes Menschengeschlecht soll es gewesen seyn,
„nicht größer als die sechsjährigen Kinder, aber von
„Ansehn alt und grau; dabei gutmüthig, geschwätzig
„und immer zu helfen bereit. Unsere Aeltern und
„Großältern wissen noch viel davon zu erzählen, wie
„die Waldweibel Diesem und Jenem, am meisten
„den Holzmachern im Walde haben arbeiten helfen,
„und dafür mit ihnen gegessen haben. Doch sind
„sie sehr furchtsam gewesen und bei dem mindesten
„Lärmen verschwunden. Wer ihnen etwas zu essen
„gegeben, oder ruhig zugesehen hat, wenn sie auch
„wohl selber sich das neugebackene Brod aus dem
„Ofen, oder die Klöße aus dem Kochtopfe geholt
„haben, dessen Schaden ist es gewiß niemals gewesen.
„Sie haben ihm dafür gute Rathschläge und Lebens-
„regeln gegeben, artige Geschichten erzählt, auch
„Holzspähne oder Baumblätter zugesteckt, und wenn
„er es genauer besehen, sind es Laubthaler und Gold-
„stücke gewesen. Die Männchen sollen nicht so gut-
„artig als die Weibchen gewesen seyn und haben tiefer

„noch in dem Walde gewohnt. Vor dem wilden Jäger, „ihrem Erbfeinde, hatten sie einzig Ruhe und Sicher- „heit auf Holzstöcken, in welche, während dem Falle „des abgesägten Baumes, drei Kreuze in einem „Zwickel eingehauen worden waren. Oft haben sie „deswegen die Stockmacher gebeten, dergleichen Stöcke „ja zu schonen. Seit einiger Zeit aber sind sie fast „alle aus unserer Gegend verschwunden, und seitdem „ist auch die gute Zeit für uns vorbei."

Wunderlich genug! — hieß das Resultat, als ich meine heutige Gesellschafterin und ihr Benehmen mit der Kunde meiner Wirthin verglich. Die ganze Nacht durchlebte ich im Traume mit gutmüthigen, geschwätzigen Waldweibchen an der Kressenhöhle. Am folgenden Morgen mußte auch ich gleich ihnen die liebliche Gegend verlassen, doch die Sehnsucht nach ihr, wie nach einer alten guten Zeit, ist in mir zurück geblieben.

Anton: Hiermit hoffe ich, wenn es einmal gilt, die dunkle Sage an das Licht zu ziehen, wenigstens festen Grund und Boden für dieselbe aufge-

funden zu haben. Wir gewahren Zeichen der Civilisation, Dörfer und Mühlen, Gasthöfe und Militair, haben es als Menschen mit Menschen zu thun, wenn sie auch noch etwas wunderlich sich gebärden, und können, ohne zu bloßen Hypothesen unsre Zuflucht nehmen zu müssen, einer wahren historischen Ausbeute uns erfreuen.

Georg: Ja! Zeichen der Civilisation in ähnlicher Weise, wie Münchhausen wunderlichen Andenkens gewahrte, als er an der unbekannten Küste landete und einen Galgen erblickte. Ich für meinen Theil sehe nicht, was für die Alterthumskunde daraus zu gewinnen wäre. Es ist ein Bruchstück aus dem dreißigjährigen Kriege, erfüllt mit allen seinen Greueln und der Demoralisation der damals lebenden Menschen; über jene Zeit aber besitzen wir historische Documente genug, um der Sagen entbehren zu können. Nehmen wir noch die Einkleidung hinweg, so steht diese Sage überdieß ziemlich zerstücket und trocken da.

Anton: Gemach, du kritischer Bär! Mein Kresse giebt doch wenigstens ein interessantes Gegenstück zu den bisherigen Sagen aus weit früheren Zeiten. Nicht nur, daß wir durch ihn mit einem Male aus der

Einsamkeit der Vorzeit in das regste Treiben einer neuern Epoche uns versetzt fühlen, auch der Vergleich zwischen den Sitten und Gewohnheiten, Tugenden und Lastern, ja selbst zwischen dem Zauber- und Wunderglauben jener Urbewohner und dem dieser uns näher stehenden Generation, dürfte Stoff zu mannichfachen Betrachtungen liefern.

Margarith: Nur, fürchte ich, nicht gerade zu Gunsten dieses Kresse. Wie edel erscheint der mächtige Kunhedto in seinem gerechten Zorn gegen das heimtückische Wesen und die lauernde, hinterlistige Rache Kressens? Dieser weihet er sein ganzes Leben, um ihrer gewiß zu seyn und sie gefahrlos ausüben zu können, giebt er sein besseres Theil an die bösen Mächte dahin und steht als ein Schreckbild seiner Zeit da, während jener in seinem schweren Verlust sich faßt, die Zeit ihre Beruhigung ihm gewähren läßt, und das erträgt, was nicht zu ändern ist. Selbst der Riese von dem Ron, der Ilsa in die unterirdischen Klüfte der Burg Ranis verbannte, erscheint mir gerechter als Kresse, denn er setzt doch seiner Rache Gränzen, bindet sie an dieselben Worte, die ihn gerade beleidigt hatten, und läßt eine Mög-

lichkeit ihrer Endschaft zu. Doch Kresse in seiner Wuth kennt weder Maas noch Ziel.

Anna: Er liefert wirklich das Unschöne im Gegensatz zum Schönen in den vorigen Sagen, zum riesigen Kunhedto in seiner Ehrerbietung gegen die Götter, zum weiblich schönen Bilde Ilsa's und selbst zum hehren Feuergeiste im Wilzenthale. Alles in dieser Sage deutet auf ein inneres Zerrissenseyn und äußert sich in Handlungen, die dem Zartgefühle widerstreiten. Ich muß gestehen, mir hat Kresse weh gethan.

Agathe: Bin ich doch ordentlich froh, daß diese Sage nicht meiner Geburtsgegend und deren nächsten Umgebungen angehört. Dergleichen habe ich nie aus dem Munde unserer Landbewohner vernommen, und fast möchte ich anfragen: ob sich nicht in jeder Gegend eigenthümliche Sagen finden, und sich von ihnen ein Schluß vielleicht machen lasse auf den Geist, der unter dem Volke darin vorherrschend sich zeige, auf Anlagen und Bildungsstufe, rohe Kraft oder Herzensgüte?

Theodor: Warum nicht? Obgleich die Volkssage wie Epheugewinde fast unser ganzes Vaterland

durchflochten hat, so besitzen doch viele Gegenden Exemplare derselben, welche dort unverkennbar auf eignem Grund und Boden erwachsen sind und das Gepräge des dasigen Volkes an sich tragen. So hat z. B. der Thüringer Wald seine Riesen-, Ritter- und Geistersagen als Repräsentanten einer lebenskräftigen, aber gutmüthig beschränkten Volksthümlichkeit; auf dem Harze gestalten sich von selbst die Teufelssagen, welche, wenn auch nicht von einer schönen Phantasie, doch von geistiger Energie Zeugniß geben, insofern der infernalische Herr sich gewöhnlich darin muß foppen lassen; und wenn frühzeitig cultivirte Gegenden in der Regel großartige, ganz Deutschland in ihrer Beziehung umfassende Sagen uns bieten, in Folge davon, daß ihre Bevölkerung an Deutschlands Gestaltung thätigen Antheil nahm, so möchten die Sagen unseres Orlagaues dagegen, vermöge ihres hohen Alters und ihrer Eigenthümlichkeit, uns auf eine von außen ungestörte Entwickelung seiner Bewohner schließen lassen. — Doch dürfte Kresse nicht in die Klasse dieser ihre Pfleger bezeichnenden Sagen zu versetzen seyn, weil derselbe, aus dem voigtländischen Landvolke hervorgegangen, als der schützende Held und

Rächer desselben auftritt, und dadurch schon sehr natürlich die Theilnahme der dortigen Gegend in Anspruch nimmt.

Georg: Kresse giebt im Allgemeinen ein treues Bild jener traurigen Zeit, in welcher Kunst und Wissenschaft vielleicht tiefer als je gesunken waren, und die Schrecken eines langwierigen Religionskrieges auch die Moralität untergruben und den Menschen an den himmlischen Gütern verzweifeln ließen; einer Zeit, worin das Heilige seinen Werth für die Menschen verlor, und man Hilfe in der sogenannten schwarzen Kunst suchte. In den früher mitgetheilten Volkssagen finden wir die darin aufgeführten Personen im Verhältnisse zu höhern Wesen, wenigstens zu freundlichen Geistern stehen; hier sind es bösartige, unterirdische Mächte, mit denen man sich zu befreunden bemühte, Hexen und Hexereien, Blenden, Verbannen und Verwandlungen waren die Tagesordnung im Glauben des Volkes, festmachen ließ sich der Krieger gegen Hieb und Schuß, unsichtbar wußte sich der Verfolgte zu machen, kurz es war ein wahrer Teufelsspuk.

Aimar: Macht mir unserm Anton das Herz

nicht zu schwer. Was Kressen schreckhaft bildet, gründet sich gerade auf das vorausgegangene zarte und herzliche Verhältniß, in welchem er zu Braut und Mutter stand, auf die große Umwandlung seines Wesens; und so betrachtet, kann sich das Aehnliche zu jeder Zeit ereignen. Es liegt nämlich in der menschlichen Natur, daß, der Mann im Gefühle seiner Kraft, wenn er nicht durch einen festen Glauben beschützt wird, im Drange der Umstände, eher zur rücksichtslosesten Handlungsweise übergeht, als daß er sich zum thatlosen Dulden entschließt. Unser sittliches Gefühl aber empfängt Genugthuung, insofern in der Kressensage strenge Gerechtigkeit über die Frevler ergeht, von dem Holkeschen Raubchor an, das seine Strafe in Palen erreicht, bis auf Kresse selbst, der gewissermaßen durch die Resignation, womit er sein eignes Gewehr zum Todesschuß ausliefert, wieder mit sich versöhnt. Dieser Gerechtigkeitssinn, der mitten aus einer so verderbten Zeit durch diese Sage sich ausspricht, gewährt das beruhigende und erhebende Bewußtseyn, wie unvertilgbar der Funke des Göttlichen in der menschlichen Seele sey.

Gustav: Das Resultat mag stehen bleiben,

wenn auch die eigentliche Bildung der Sage um ein funfzig Jahre nach dem dreißigjährigen Kriege anzunehmen seyn dürfte.

Aimar: Ueberdieß ist doch jene That in Palen die einzige in der Sage, die von Rachsucht und Grausamkeit zeugt. Jene Musquetiere aus Weidenruthen, jene Bergbesatzung aus gestreutem Heckfel erwachsen, so wie die festgebannten Soldaten an der Kauermühle, sind mehr komisch und bestätigen die gutmüthigen Anlagen in Kressens Seele.

Theodor: Liefern auch, meines Erachtens, Beweis von einer zwar nicht schönen, aber gewiß doch originellen Richtung der Phantasie des Volkes in Kressens Geburtsgegend unter dem Leben jener Zeit, ja von einer gemüthlich drolligen Volksthümlichkeit überhaupt.

Elsbeth: Mögen sich Alle mit diesem Kresse versöhnen lassen, ich nicht. Mit bittrer Klage komme ich bei unserm Vorsitzenden darüber ein, daß sich der Vortragende erlaubt hat, die ganz eigenthümliche Sage von den Waldweibchen zur Einkleidung seines Vortrags zu benutzen, damit aber den weiblichen Theil unserer Gesellschaft eines gemüthlich

passenden Stoffes zu berauben, und trage deshalb auf Zurechtweisung an.

Gustav: Auch hierin dürfen wir wohl Nachsicht herrschen lassen. Wer kann mit Anton über seine Reiseerfahrungen und die Lebendigkeit seiner Phantasie an der Kressenhöhle rechten? Zum Trost der Damen kann ich jedoch versichern, daß die Waldweibchen der hiesigen Gegend nicht so arm und gehaltlos sind, um nicht demungeachtet interessant und selbstständig sich unter uns einführen lassen zu können.

Anna: Die Reihefolge des Vortrags kommt nun an uns Frauen. Es würde indiskret seyn, wenn wir uns noch sträuben wollten, zur gemeinschaftlichen Unterhaltung beizutragen. Zuvörderst lege ich jedoch im Namen meiner Mitschwestern das Bekenntniß ab, daß wir zu unserm Stoff einen und denselben Gegenstand erwählt und die Sagen über denselben in ihren verschiedenen Nüançen gemeinschaftlich bearbeitet haben, woraus die Herren sich erklären werden, wie die eine dieser Sagen, ohne Verdienst der Referentin, die andern wohl an Werth oder Umfange übertreffen kann, daß aber ein zu strenges Urtheil

nicht nur sie allein, sondern uns insgesammt verletzen würde. Nach dieser kurzen Bemerkung stehe ich nicht an, meine übernommene Verbindlichkeit zu erfüllen.

Die
Ueberfahrt der Perchtha,
oder
das Leben in Cosdorf u. Rödern.

Die Gegend zwischen Bucha, Wilhelmsdorf und dem Saalstrom gehörte in frühern Zeiten unter die schönsten Fluren des reich gesegneten Orlagaues. Cosdorf und Rödern, zwei ansehnliche Dörfer, befanden sich darin und verbreiteten Leben und Wohlstand rings um sich her. Nirgend stand das Getraide vollkörniger, das Gras der Wiesen üppiger als in der Umgebung dieser Ortschaften, und noch zeigen die Bewohner von Wilhelmsdorf die deutlichen Spuren des Ackerbaues auf den steilsten Saalgebirgen, wo jetzt kein Nadelbaum mehr Wurzel fassen

mag. Perchtha, die Heimchenkönigin, hatte seit geraumer Zeit ihren Wohnsitz in dieser Flur aufgeschlagen, und ihre wenn auch unsichtbare Nähe war es, die Gedeihen, Glück und Heiterkeit sichtlich verbreitete. Munter schwärmten die niedlichen Heimchen umher, und hatten sich längst mit den dasigen Einwohnern dermaßen befreundet, daß diese bei ihren Arbeiten ungescheut an den unschuldigen Spielen und Neckereien der Kleinen, deren plötzlichem Erscheinen und Verschwinden, in ähnlicher Unschuld sich ergötzten. Oft, wenn der Bauersmann den vollen Aerndtewagen von den steilen Höhen herab nach Hause fuhr, saß ein jubelndes Heimchen, bekränzt mit Aehren, auf dem vorgespannten Zugvieh, und sicher war dann der Besitzer, daß er das Seine wohlbehalten in die Scheuer brachte. Zerstreute man die Heuschober, so begab es sich nicht selten, daß ein kleines, niedliches Gesicht den damit Beschäftigten freundlich daraus entgegen kicherte. Schüttelten die Leute das Obst von ihren Fruchtbäumen, so fiel, mit der reifen Frucht, wohl auch ein Heimchen mit herunter und verschwand unter schalkhaftem Gelächter. In's Freie hinaus setzten die Aeltern ihre Kinder — giengen sie

zur Arbeit auf das Feld — und überließen dieselben unbesorgt sich selbst. Kehrten sie am Abend zurück, so erzählten dann die Kleinen, fremde Kinder hätten sie besucht und mit ihnen schön gespielt. Waren jedoch die kleinen Gäste der Aufsicht und des Spielens überdrüssig, so wurden jezuweilen die entfernten Aeltern durch ein kreischendes Geschrei herbeigerufen, welches nicht von ihren lächelnd sie begrüßenden Kindern herrühren konnte, oder diese kamen selbst, von Heimchen geleitet, unvermuthet zu ihnen auf das Feld. — Erfahren zeigte sich die Schaar der Kleinen in allen Kenntnissen des Land- und Ackerbaues, und wunderten sich die Leute darob, so hieß es: „Das haben „wir von Perchtha, unsrer Königin gehöret und ge„sehn. Sie ackert und pflügt mit ihrem Pfluge unter „der Erde, wenn ihr oben pflügt und ackert, und „streut, besäet ihr eure Felder, den besten Saamen „zugleich mit aus. Auf ihr Gebot müssen wir eure „Felder und Fluren bewässern, und wenn es zu trok„ken wird, die Quellen aus der Tiefe zu den Wurzeln „eurer Bäume und Früchte leiten.“ — So führten die glücklichen Bewohner jener Dorfschaften Jahrhunderte hindurch ein beneidenswerthes Leben, alles

gedieh unter ihren Händen, und zu Heiterkeit und Frohsinn weckte sie jeder neu anbrechende Morgen.

Da kam unter diese glücklichen Menschen ein Mann aus fernem Lande, anders wie ein gewöhnlicher Mensch anzuschauen, denn er lachte nicht und freute sich nicht, — der belehrte die Leute: man dürfe Perchtha nicht trauen, denn mit ihrer Herkunft sey es sehr bedenklich, und da sie unter der Erde ihre Geschäfte treibe, so müsse man sie unstreitig zu den bösen Geistern zählen. Die Kleinen, über welche sie gebiete, seyen die Menschenkinder, welche, noch ehe sie getauft worden, wieder verstorben und dadurch Perchtha zum Eigenthum verfallen wären. Auch sey ihr alle Jahre ein Mal, in der Nacht vor dem Feste der heiligen drei Könige, die Macht verliehen, ihre Tücken an den Menschenkindern auszuüben; da komme sie, verwirre den Weibern und Mägden, die nicht abgesponnen, ihre Rocken, und was dergleichen mehr. — Neugierig horchten die Bewohner der Gegend dem wunderlichen Manne zu, und ach! seine Worte fielen nicht auf den Boden. Anders und ernster urtheilten auch sie bald über dasjenige, was ihnen bis dahin so heimisch und traulich

gedäucht hatte. Unheimlich wurde ihnen das Verhältniß zu ihren bisherigen kleinen Freunden. Laut auf schrieen sie vor Schrecken, wenn scherzend einer derselben sichtbar wurde, statt daß sie früher in sein Gelächter fröhlich eingestimmt hatten. Aengstlich schloß man die Kinder in die Wohnungen ein, wenn man in die Ferne mußte, voll Furcht, daß sie ausgetauscht werden könnten. — Bald fühlten sich auch die Heimchen nicht mehr unter ihnen daheim und schreckten zurück vor dem Gekreisch der durch sie Erschrockenen. Kein Jahr verfloß und selten nur wurde noch ein Heimchen gewahret, aber fast auch nirgend mehr ein Ton der Freude vernommen.

Am nächsten Tage vor dem heiligen Dreikönigsfeste wurde im Dorfe Altar bei dem Besitzer der dasigen Fähre eine Ueberfahrt über den Saalstrom für spät in der Nacht bestellt. Der gewöhnliche Ruf ergieng um die zwölfte Stunde. Hinaus eilte der Fährmann an den Fluß, seine Pflicht zu thun. Am Ufer angekommen fand er allda eine große, hehre Frau umgeben von weinenden Kindern. Erschrocken gedachte der Mann, daß Perchthenzeit so eben sey, und wollte zurück in seine Wohnung flüchten,

doch Perchtha drohte ihm mit dem Tode, wenn er nicht sie mit ihren Heimchen sammt allem Hausgeräthe alsbald überschiffen werde. Sie betrat das Fahrzeug, die Kleinen schleppten einen Ackerpflug und eine Menge anderen Geräthes zu ihr hinein unter lauter Wehklage darüber, daß sie die schöne Gegend nun verlassen müßten, und gezwungen begann der Schiffer die Fahrt. Angelangt am jenseitigen Ufer gebot die Heimchenkönigin ihr ohne Verzug die zurückgebliebenen Kleinen mittelst einer zweiten Fahrt nachzubringen. Nothgedrungen geschah auch dieß. Unterdeß hatte Perchtha an dem Ackerpfluge gezimmert, und sprach zum Fährmann, indem sie auf die abgehauenen Spähne deutete:

„Da nimm, dieß sey der Lohn für deine Mühe.“

Hm! — dachte mürrisch bei sich der Schiffer — der ist gering genug; doch, um die hehre Frau durch Weigerung nicht zu erzürnen, steckte er drei von den Spähnen ein, warf sie zu Hause in das Fensterbret und sich geängstigt in das Bette. Am folgenden Morgen lagen drei Goldstücke an der Stelle, wo er die Spähne hingelegt. Es war die letzte Gabe der Heimchenkönigin. Verwildert und verödet ist die Flur

diesseits des Saalstromes, seit sie mit ihren kleinen Unterthanen daraus geschieden ist, die Wiesen sind bemoost, die Felder liegen wüste, denn sie lohnen nicht mehr Mühe und Kosten der Bearbeitung; die weiland so schönen Dorfschaften Cosdorf und Rödern sind im Kriege zerstört und abgebrannt worden, niemand mochte sie wieder bauen, und kaum weiß man die Stätte noch anzugeben, wo sie standen.

Theodor: Diese sinnigliebliche Sage bietet reichen Stoff zum Nachdenken. Sie wiederholt uns gewissermaßen — wie Salah's Kinder die mosaische Schöpfungsgeschichte — die Erzählung von dem Falle der ersten Menschen aus dem Stande der Unschuld. Eben so wie dort ist es auch hier der Baum der Erkenntniß, von dem genossen wird, die Menschen werden klüger, doch Unschuld und Frohsinn gehen darüber verloren. Nur daß ich den sonderbaren Mann, der zu dem Genusse sie verlockte, mit der Schlange in Adam's und Eva's Paradiese zu vergleichen, mich doch scheue; es war unzweifelhaft der erste Bekehrer zum Christenthum.

Gustav: Das Letztere zugegeben, mögen er und seines Gleichen wenn nicht der Schlange, insofern sie verführen wollte, doch dem Engel mit dem feurigen Schwerte zu vergleichen seyn, der dem paradiesischen Zustande der ersten Menschen ein Ende machte. Es geht aus so vielen Volkssagen hervor, daß die Neubekehrten ihren Religionswechsel keineswegs als ein Glück betrachteten, und es darf uns dieß nicht Wunder nehmen. Fremdartig war ihnen noch der christliche Cultus, unverständlich die Glaubenslehre, für welche sie kein Analogon in ihrem vorigen Götterdienste fanden, Buße und Kasteiungen wurden gepredigt und ihnen auferlegt als erste Probe der Frucht, die das Christenthum bringen müsse — kurz ich glaube es verantworten zu können, wenn ich behaupte, jene armen Leute mögen sich aus der vorigen Lebensfrische in eine Art von Fegfeuer versetzt gefunden und manchen Blick voll Sehnsucht auf ihren frühern Zustand zurück geworfen haben. Hieraus läßt sich auch sehr wohl das Festhalten unserer Bauern an alten, von ihren Vorfahren aus dem Heidenthume noch ererbten Sitten und Gewohnheiten, Gebräuchen und Glaubensartikeln erklären, die wir im wegwerfenden Tone

Aberglauben zu benennen pflegen; es sind liebevoll bewahrte Rückerinnerungen an vergangene Zeiten, welche eine ungenügende Gegenwart nicht zu verdrängen vermag, ja diesem Umstand möchten alle unsre sinnvollen Sagen zu verdanken seyn, an denen wir so eben uns erfreuen. Wehe auch derjenigen Zeit, die mittelst einer falschen Aufklärung diese Ueberbleibsel der Vorzeit verdrängen könnte, deren Lösung einzig durch volles Verständniß des Evangeliums der Liebe herbei geführt werden darf; in solcher Zeit würde jede Kraft und Anlage unsrer Landleute für höheres Leben gebrochen werden und verdorren.

Elsbeth: Hu! da ist ja der ernste Mann, der nicht lacht und sich nicht freuen kann über das, worüber sich andere freuen, leibhaftig. Er soll aber mit seinem Predigertone meine Phantasie nicht aus dem Zauberleben zu Cosdorf und Rödern vertreiben. Meinten wir Frauen doch in dieser Sage einen Stoff zu liefern, der den Eindruck der reinsten Heiterkeit hervorbringen werde, und dieser Gustav hat dennoch die verwundbare Ferse unsers Lieblinges entdeckt.

Agathe: Bei einer solchen Stimmung wird auch meine Freude wenig Anklang finden, daß ich in

dieser Perchtha mit ihren Heimchen den Grundton, und vielleicht noch etwas mehr, zu meinen lieben Elfen in Tieck's Phantasus liefern kann.

Margarith: Lassen wir uns durch die Männer nicht irre machen! Das Bild menschlicher Unschuld läßt sich fast nicht zarter denken, als es hier in dem scherzend freundlichen Verhältnisse zu den Heimchen gezeichnet ist. Ganz aus dem Leben des Landmannes aufgegriffen sind die Scenen angegeben, worin diese frühen Bewohner der Erde den Heimchen begegnen, und so höchst natürlich liegt das Ende des beiderseitigen Glückes in dem Aufhören des kindlichschönen Vertrauens zu einander.

Anna: Sie können nicht abläugnen: Die ährenbekränzten Heimchen auf dem Zugvieh vor dem Aerndtewagen, die niedlichen Gesichter derselben hervorlächelnd aus den Heuschobern, die kichernd von den geschüttelten Bäumen unter das Obst fallenden Dingerchen, so wie dieselben Heimchen im Spiele mit den Kindern jener Urbewohner der Gegend, — es sind lauter kleine Gemälde, die sich wunderlieblich darstellen lassen müßten; und wie ergreifend steht

ihnen gegenüber der Mann, der nicht lachte und sich nicht freuen konnte.

Aimar: Leider ist dieß jedoch nur die eine Seite des Bildes, und je reizender uns diese entgegentritt, um desto gerechter gründet sich darauf, mittelst der Kehrseite, die Wehmuth am Schluß, insofern er uns jene paradiesische Gegend, durch Menschenwahn, und sey er noch so redlich gemeint gewesen, zur Wüstenei geworden schildert. Diese Sage bildet gleichsam ein Drama ohne Handlung, das um so ergreifender wirkt, da keine Schuld vorhanden ist, die zu versöhnen wäre; wir müßten etwa die schon unsern Altvordern eigenthümliche Leichtgläubigkeit dahin rechnen, und könnten in dieser Beziehung es dann ein Nationalgemälde nennen, das sich mit traurigen Folgen unter den Deutschen in allen Jahrhunderten wiederholt hat. Außerdem geht dort das Schöne und Freudengebende unter in dem Laufe der Zeit, unter dem Einflusse der Menschen, ohne daß eine Rechtfertigung dafür vorhanden wäre. Ist nun das Ergebniß gleichwohl geschichtlich begründet, so können wir uns darüber nur mit dem Glauben beruhigen, daß dieser Untergang Bedingung für eine höhere Ent-

wicklung der Menschheit in künftigen Geschlechtern gewesen sey.

Georg: Perchtha hat übrigens unverkennbare Aehnlichkeit mit der Frau Holla auf dem Meißner in Hessen,*) und war wie diese eine Schutzgottheit des Ackerbaues bei unsern heidnischen Vorfahren. An andern Orten wird sie auch Prechtha benannt,**) und wohl dürfte dieß als der schwerere Name auch der ältere und richtigere seyn. Ihr Attribut ist der Ackerpflug, und darauf läßt sich der Schluß bauen, daß die Sagen, worin sie vorkommt, auf eine Zeit sich beziehen, in welcher die Viehzucht nicht mehr ausschließend betrieben wurde, sondern wenigstens theilweis bereits dem Ackerbau gewichen war.

Elsbeth: Auf eine Zeit deutet unsre Perchtha hier, worin sich überhaupt Verkehr und Geselligkeit schon geltend machten. Sind doch selbst die schüchternen Heimchen aus ihrem dunkeln Versteck hervorgekommen, haben sich — organisirt unter ein Oberhaupt — mit den Menschen, die sie früher nicht

*) S. Grimm deutsche Sagen p. 6.

**) S. Grimm p. 359.

liebten, befreundet nnd lassen sich unter Perchtha's Leitung zum Dienste der Menschen gebrauchen.

Theodor: Die Kunde von Perchtha und ihrer Ueberfahrt hat sich auch bei Kaulsdorf an der Saale, so wie an der Elster zu Köstritz unweit Gera erhalten. Leicht möglich, daß vom letztern Orte Tieck den Stoff zu seinen Elfen entnahm. Die Ueberfahrt selbst bezeichnet wohl, insofern Flüsse und Bäche gemeiniglich die Gränzen unsrer alten Gaue bildeten, den Uebergang des Ackerbaues in einen benachbarten Gau, das Urbarwerden desselben vielleicht im Vorzuge noch vor der früher angebauten Gegend.

Georg: Aus all dem Bishererwähnten erhellet, daß die vorliegende Sage sich hinsichtlich ihres Alters keineswegs mit jenen früher mitgetheilten Volkssagen messen kann und ihr Ursprung höchstens zurück in den Schluß des zwölften Jahrhunderts zu setzen seyn möchte, weil geschichtlich nachgewiesen werden kann, daß die Bewohner jener Gegend in dieser Zeit erst christlich geworden sind. Die Ausbildung der lieblichen Sage dürfte sogar noch um ein gutes Theil in die christliche Zeit hinein verschoben werden, weil in dem Schlusse derselben, dasjenige, was der ernste

Mann den guten Heiden vorgesagt hatte — die Perchthenzeit in der Nacht vor dem heiligen Dreikönigsfeste — als Wahrheit bereits angenommen wird.

Anna: Möchte doch auch das Rührende nicht übersehen werden, das in der Wehmuth der kleinen Heimchen liegt darüber, daß sie ihre bisherige Heimath und alten Freunde verlassen müssen. In diesem heimischen Sinn liegt für mich ein tiefer Sinn. Wir haben den Heimchen vielleicht, wenn nicht den Begriff, doch die Benennung Heimath zu verdanken, denn was läßt sich heimlicher und heimischer wohl denken, als der ganz arglose Umgang der Menschen mit diesen niedlichen Wesen? Nach ihrem Scheiden, meine ich, könnten jene Leute sich selbst nicht mehr daheim gefühlt haben.

Elsbeth lieferte den Gegenstand zur freundschaftlichen Unterhaltung am nächsten Tage; es war:

Der Wagnermeister
aus Colba und sein Knecht.

Spät in der Nacht gieng der Wagnermeister aus Colba von Oppurg, wo er auf Arbeit gewesen war,

nach Hause. Es war am Vorabend des heiligen Dreikönigsfestes, und an des Orlaflüßchens Ufer stieß er auf Perchtha, deren zerbrochenen Ackerpflug die Heimchen klagend umringten. — „Hast du ein Beil „bei dir, so hilf und zimmere den Pflug,“ — rief den erschrockenen Mann die Königin der Heimchen an. Was war zu thun als Hand ans Werk zu legen? Er hilft, so gut es in der Nacht und Eile möglich ist, doch von den abgefallenen Spähnen, als dem ihm zugewiesenen Lohne, nimmt er nichts, spricht:

„Dergleichen Zeug habe ich selbst genug zu Hause,“ und läuft, so schnell er es vermag, kommt heim und erzählt den Seinigen, was Wunderdinges ihm begegnet sey. Ungläubig schütteln die den Kopf; — „gut nur,“ ruft der Wagner aus — „daß ich euch „überzeugen kann, ein Spahn davon muß mir in „den Schuh gefallen seyn und hat im Laufen bis „hieher mich genug gedrückt.“ Er zieht den Schuh vom Fuße, schüttelt ihn aus, und — siehe da! es rollt ein blankes Goldstück auf den Tisch.

„Ei, wie dumm!“ — denkt des Meisters Knecht, der hinter dem Tische sitzt, — „wäre ich dabei gewesen, mir hätte Perchtha anders zahlen sollen;

»je nun aufgeschoben ist nicht aufgehoben.« — Jahr und Tag vergieng, aber die Lust nach Perchtha's Golde war dem lockeren Gesellen nicht vergangen. In der nächsten Perchthennacht macht er sich ganz in der Stille auf den Weg, sucht an der Orla die Stelle aus, wo der Meister auf Perchtha getroffen war, und setzt sich wartend hin. Nicht lange währt es, da kommt sie an mit ihrem Kinderzug. — »Was »suchst du hier um diese Zeit?« — spricht sie zürnend ihn an. Er zeigt auf sein Wagnerbeil und stottert etwas her, von helfen wollen und Spähnen aus dem Ackerpfluge, die er gern haben möge. — »Ei sieh! nein, dießmal habe ich mit Werkzeug besser »mich versehen, du aber, nimm hin, was für solche »Mühe dir gebührt,« — spricht Perchtha, und haut mit ihrem Beil den Burschen in die Schulter.

Margarith: Diese Bezahlung eines geleisteten Dienstes, die auch in der vorigen Sage schon vorkommt, so wie die Bestrafung des Knechtes, der ohne Arbeit reich zu werden sucht, sind ja etwas ganz Neuartiges in unsern bisherigen Sagenerfahrungen.

Elsbeth: Auch mich dünkt, es nähmen unsre Sagen einen Ton, eine Färbung an, andersartig — wenn ich Anton's Kressenhöhle ausnehme — als jene früher mitgetheilten an sich trugen. Die vorige Sage bildet vielleicht den Uebergang dazu. Der erstere Theil derselben dürfte noch derjenigen Klasse beizuzählen seyn, worein Kunhedto, die goldne Schäferei und der Feuergeist im Wilzenthale gehören; ihren Schluß hingegen, so wie das Ganze der von mir vorgetragenen Sage, möchte ich, wenn mein Gefühl mich nicht täuscht, als mehr modern bezeichnen.

Theodor: Allerdings trägt sie nebst ihrer Vorgängerin, ich will nicht sagen, Kennzeichen einer Abstammung aus christlichen Zeiten, denn diese sind bei den meisten auch scheinbar ältesten Sagen zu entdekken, — sondern Färbung und Ton des Christenthums selbst bereits an sich. An die Stelle des Einfach-Edlen oder Lieblichen tritt Reflexion und eine sittlich-moralische Beziehung. Wir gewahren Lohn und Strafe, und werden bald finden, daß, wenn dergleichen Sagen minder reinen Genuß gewähren, sie dafür lehrreich werden in Bezug auf den ersten Einfluß des

Christenthums auf unsre Vorfahren und die Entwicklung ihres Gefühls für christliche Moral.

Anna: Und wie gerecht zeigt sich auch hier schon dieses Gefühl, wie sinnreich=bedeutungsvoll tritt es in das Leben! Der Wagnermeister, der ungesucht in Noth die Hilfe leistet, trägt, so sehr er anfangs den Lohn dafür verkennt, unbewußt denselben mit nach Hause. Der Knecht hingegen, welcher durch Habsucht zu der ähnlichen Handlung sich treiben läßt, bekommt zur Strafe eine tiefe Wunde. Gewiß, in der naiven Wendung, daß der Wagner unwillkührlich im Schuh den lohnenden Spahn mit sich fort nimmt, liegt ein so lieblich=zarter Zug, daß ich von den ähnlichen Sagen mir immer noch Genuß genug verspreche.

Agathe: Dazu bemerke ich, daß der Glaube an Belohnung des Guten und Bestrafung des Bösen auf jeden Fall die erste Grundlage jeder sittlichen Ausbildung ist, und demnach schon viel für unsre erstchristlichen Vorfahren gewonnen war, als sie sich gewöhnten, derartige Vergeltung einer übermenschlichen, höhern Macht beizumessen.

Gustav: Ich ahne, daß solche Sagen besonders

uns Aufschluß geben werden über die Art und Weise, in welcher frommkluge Mönche jener Zeiten Sinn für christliche Moral in ihren Umgebungen zu erwecken und zu verbreiten suchten. Schon hier in der vorliegenden scheinen jene Männer den unter den neuen Christen übrig gebliebenen Glauben an Perchtha benutzt zu haben, um ihnen die Wahrheit, daß das Gute belohnt und das Böse bestraft werde, den Glauben an eine Vergeltung, eindringlich beizubringen. Wir erhalten nun, mehr oder minder, interessante Mythen aus der christlichen Urzeit, mittelst deren man — im Gegensatze jener frühern Volkssagen, welche die Erinnerungen an eine geliebte, zum Theil großartige Vergangenheit enthalten, — das Volk in eine fruchtbringende Zukunft einzuführen gedachte.

Georg: Zu einem solchen Zwecke war Perchtha von jenen erstern Lehrern schon ganz umgestaltet worden. Die Frucht- und Seegenspendende hatte man diesem Verhältniß zu ihren Verehrern entrissen, ihr nur die Nacht vor dem heiligen Dreikönigstage, einem der wichtigsten Feste in den damaligen Zeiten, zu einer mehr schreckenden Einwirkung auf die Men-

schen übrig gelassen, — um den Vorzug des Christlichheiligen vor jenem heidnischen Cultus recht fühlbar zu machen, — und wenn man nicht alle Erinnerungen an Perchtha's Wohlthaten verlöschen konnte, so wußte man dieselben zu neutralisiren mittelst der Vorstellung, daß sie auch das Recht und die Macht besitze, das Böse zu bestrafen.

Anton: Mit dieser Ansicht, die zu meiner Freude eine recht verständige Erklärung solcher Sagen an die Hand giebt, stimmt überein, daß die Perchthensagen durch den ganzen Umkreis des Orlagaues verbreitet sind, wie es scheint, geflissentlich, um jene Belehrungen volksthümlich zu machen, während die früher mitgetheilten Sagen ganz einzeln und wohl einzig sich vorfinden.

Georg: Das Aehnliche von Perchtha wiederholt sich bei Kaulsdorf an der Stelle eines Baches, die das Wasser über den Weg genannt wird, in Preßwitz, bei dem Saalhause, und auf dem Sandberge zwischen Pößneck und dem Forsthause Reichenbach. Auch Grimm erzählt davon*).

*) Deutsche Sagen. p. 11.

Theodor: Unter dem Gleitsch, einem auffallend gebildeten Felsen bei Fischdorf weicht dieselbe Sage darin ab, daß dort Perchtha mit den Heimchen auf einem Wagen fuhr und so eben die Axe zerbrochen hatte, als ein Landmann ihr begegnete, auch er mußte helfen, bildete eine Nothaxe, hoffte auf eine Belohnung dafür und trug, eben so wie der Wagnermeister aus Colba, als er die Spähne verschmähete, ein Goldstück im Schuh mit nach Hause.

Anton: Vielleicht bezeichnet dies vielfache Zimmern, Verkeilen und Ausbessern des Ackerpfluges theils durch Perchtha selbst, theils auf ihr Geheiß durch Andre, die allmähliche Verbesserung des Ackergeräthes.

Margarith: O schön! dann sind die Spähne der lohnende Abfall für diejenigen, welche sich mit dem Ackerpflug und Ackerbau beschäftigen. Sinn liegt gewiß in beiden Beziehungen.

In der getroffenen Reihefolge lieferte Margarith:

Die von Perchtha gestrafte Magd.

Einsam aber wohlgemuth wanderte in der Nacht vor dem heiligen Dreikönigsfeste eine Magd, ihre

Spindel in der Hand, von Neidenberge nach Hause ins Altar. Rein hatte sie ihren Flachs abgesponnen; von den jungen Burschen der Dorfschaft war unter Schäkern ihr das Geleit gegeben worden bis an den Abhang des Berges, der hinunter an das Ufer der Saale führt, und eben rief die nach Hause Eilende sich die getriebenen Scherze und erduldeten Neckereien noch einmal ins Gedächtniß zurück, da kam Perchtha mit dem großen Zuge ihres Heimchenvolkes den Berg heran ihr entgegen geschritten. Die Spinnerin traute ihren Augen kaum. Eine Mutter mit so vielen Kindern! und alle so von gleicher Art und Größe! — hier zog und schob eine Schaar der Kleinen mühsam an einem großen Ackerpflug! dort war ein anderer Haufe derselben bepackt und beladen mit mannichfachem Wirthschaftsgeräthe! und alle umdrängten die mächtig große Frau mit Bitten und Fragen, klagten und weinten, daß sie keine Heimath mehr hätten! — Es war zuviel für die schalkhaft=muthwillige Gebirgsbewohnerin, sie lachte laut auf und lachte sich von Herzen aus über den wunderlichen Zug. Die Kleinen aber schreckten zusammen bei dem unerwarteten Tone, ließen ihr Gepäck fallen, und dieses

nebst dem ledig gewordenen Ackerpflug rollte, unter dem Jammerrufe der Heimchen, den ziemlich steilen Abhang des Berges wieder hinunter. Zürnend über diese Störung trat Perchtha vor die Leichtfertige hin, bließ sie an, und die Schuldige erblindete auf der Stelle.

Die ganze Nacht hindurch irrte sie umher. Erst am Morgen wurde an dem Saalufer ihr Hilfsgeschrei vernommen. Man fuhr sie über den Strom, und bald wurde das ihr widerfahrne Unglück bekannt. Ihre Herrschaft entließ die Unbrauchbargewordene aus dem Dienste, so daß ihr nichts übrig blieb, als sich an den Weg zu setzen, der dort die Gegend diesseits der Saale mit dem sogenannten Oberlande verbindet, und die Vorübergehenden um eine Gabe anzubetteln. Es war nicht mehr die muntere Dirne wie in früherer Zeit; tausend Mal bereuete sie ihren leichtfertigen Uebermuth, der sie Perchtha hatte verkennen lassen, wenn sie das ihr dargereichte Stück Brodes mit Thränen benetzte; ein Bild des Jammers, das unwillkührlich die Herzen dem Mitleid öffnete.

So war ein Jahr in Noth und Buße ihr verflossen. Mit dem wiederkehrenden Vorabende des hei-

ligen Dreikönigstages kehrte auch Perchtha wieder im Altar ein. Die Unglückliche bettelte, weil sie Niemand kannte, die mächtige Frau gleichfalls an, als sie ihres Weges an ihr vorüber kam, und erzählte dabei wie gewöhnlich die Geschichte ihres Erblindens. Da sprach Perchtha, gütig sich erinnernd: „Es ist „wahr, ich habe im vorigen Jahre hier ein Paar „Lichtlein ausgeblasen, so will ich sie heuer wieder „anzünden.“ — Bei diesen Worten bließ sie zum zweiten Male der armen Magd in die Augen. Da lernte die Blindgewesene wieder sehen, hat es Zeit ihres Lebens nicht vergessen, und noch im hohen Alter erzählt, wie es ihr ergangen sey, zur Warnung Allen, die es hören wollten.

Georg: Auffallend sind mir die Abstufungen, die sich in den mitgetheilten Sagen über das Verhältniß der Heimchen und Perchtha zu einander, so wie beider zu den Menschen auffinden lassen. In der goldnen Schäferei ist an eine Königin der Heimchen noch kein Gedanke und sie selbst leben im eignen Reiche, fern von den Menschen, die sie nur einzeln und neckend zuweilen heimsuchen. Im Leben zu Cos-

dorf und Rödern finden wir sie, vertraut und hilfreich unter den Menschen, und Perchtha, nun ihre Königin, wirket Jahr aus Jahr ein als unsichtbare Schutzgottheit des Ackerbaues auf die Erdbewohner. Nach den beiden letztern Sagen endlich gehören die Heimchen Perchtha ganz und eigenthümlich zu, diese wird sichtbar, jedoch nur in einer Nacht des ganzen Jahres, in welcher sie den ganzen Gau durchstreift. Hierin, sollte ich meinen, müsse ein tieferer Sinn verborgen liegen.

Gustav: Der auch wohl aufzufinden ist. Wir werden nicht weit von der Wahrheit abirren, wenn wir, wie schon angedeutet worden ist, in der erstern Sage einen Bildungsstand unsrer Altvordern erkennen, worin sie einzeln und zerstreut wohnten, der Viehzucht und Jagd lebten, und des Bedürfnisses von übermenschlichem Schutze noch ermangelten, so daß sie eine gewahrte Einwirkung, die sie nicht erklären konnten, bloß den Neckereien kleiner, im Schoose der Erde hausender Geister zuschrieben. Zu Cosdorf und Rödern finden wir das germanische Heidenthum in seiner vollen Blüthe. Der Betrieb des Ackerbaues machte, — zumal auf jenen trocke-

nen Höhen — den Glauben an eine Schutzgottheit nothwendig, die durch ihre kleinen Diener Bewässerung, Fruchtbarkeit und Gedeihen bewirke. Wer anders konnten diese dienstbaren Geister seyn, als jene ihnen schon bekannten, mit den Naturkräften vertrauten Elfen oder Heimchen? Diese versetzten sie unter Perchtha's Herrschaft, nach dem Gefühl des Verhältnisses, in dem sie selbst nun in Gemeinden vereinigt waren und unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupte standen. In den letztern Sagen, deren sich die christliche Mythe zu ihrem Dienste bemächtigt hat, erscheint Perchtha, wie der übrige heidnische Cultus, verbannt aus der menschlichen Gesellschaft, begabt mit jenen Heimchen, die man auch nicht weiter zu gebrauchen wußte. Verrufen und heimathlos schweift sie umher, und muß jenen Christenpriestern zur Erreichung ihrer Absichten dienen, wird jährlich ein Mal und zwar vor dem Feste der heiligen drei Könige sichtbar, um die Neubekehrten zu erschrecken, und für die Theilnahme an dem morgenden Feste einzuschüchtern.

Theodor: Dieselbe Volkssage von einer Spinnerin, welcher die zürnende Perchtha das Augenlicht

ausbläset, findet sich in der sogenannten Sorge bei Neustadt an der Orla. Der Umstand, daß es gerade eine Spinnerin ist, die der Perchtha begegnet, möchte nicht ohne Bedeutung seyn, wenn wir damit Grimm's deutsche Sagen p. 8. vergleichen. Es scheint nämlich nächst dem Getraide auch der Flachsbau unter ihrer Obhut gestanden zu haben, insofern Perchtha, oder Holla nach der bezeichneten Stelle, als Aufseherin der Spinn- und Rockenstuben auf ihrer jährlichen Durchreise die fleißigen Spinnerinnen belobt, den trägen dagegen Unheil verkündigt.

Elsbeth: Das Letztere dürfte wohl abermals nur ein Zusatz jener bekehrenden Männer seyn, um zu Fleiß und Thätigkeit anzutreiben.

Anna: Leicht möglich! aber gewiß ist, daß das früher so schöne Verhältniß der Heimchen zu den Menschen schon ganz abgebrochen und vergessen seyn mußte. Die Magd kennt jene gar nicht mehr, und die Kleinen selbst schrecken über den ihnen sonst wohl bekannten Ton der Lust und Freude dermaßen zusammen, daß sie Sack und Pack den Berg hinunter rollen lassen. Ich komme auf meine frühere Aeußerung zurück und möchte wohl wissen, wie sich die

Begriffe von heimlich und unheimlich aus dem Verkehr unsrer heidnischen Ahnen mit den Heimchen und der Auswanderung der letztern entwickelt haben.

Aimar: Ja, liebe Freundin! dieß sind — in Folge der angedeuteten Verhältnisse — fast rein deutsche Gefühle und Begriffe. Das Gefühl des Heimischen oder Heimlichen bildete unter den alten Germanen sich aus im kindlich heitern Glauben an jene kleinen, frechen Wesen, die kosend und neckend an der Menschen Geschicke Theil nahmen, und auch wohl in der Verehrung der Landesgottheiten, welche das Bedürfniß hervorgerufen hatte. Unheimlich dagegen mußte unsern Vorfahren werden, als das Fremdartige ihnen aufgedrungen wurde, als ihre Sitten und Gebräuche umgemodelt und ihre freundlichen Gottheiten und Elementargeister ihnen verdächtig gemacht wurden. Doch gerade in diesem Gefühle des Unheimlichen liegt die beste Nahrung für das des Heimlichen und — wenn wir wollen — für die Natur der deutschen Poesie im Allgemeinen. Noch jetzt mag dem Deutschen mehr heimischer und Heimath-Sinn eigen seyn als den meisten andern Völkerstämmen.

Agathe: Einen Beleg hierzu, ein Beispiel derartiger Volkspoesie liefert ungesucht der Schluß unsrer Sage, die sinnige Bezeichnung des Augenpaars durch ein Paar Lichtlein, des Geblendetwerdens durch Ausblasen, so wie der Zurückgabe der Sehkraft durch Wiederanblasen dieser Lichtlein. Wie so gemüthvoll sind diese Züge der Natur oder ihren personificirten Kräften, den Heimchen, abgelauscht! In dieser Werkstätte mag unser Göthe viel gearbeitet haben, und den gefeierten Unnaturen unter unsern neuern Dichtern dürfte zu empfehlen seyn, Wahrheit und Natur der Poesie bei unsern Dorfbewohnern zu studieren.

Margarith: Es fragt sich, ob nicht die Heimchen oder Grillen, die unter den Stubenöfen unsrer Bauern so sicher nisten und heimisch zirpen, Namen und Duldung aus einem Gefühle der Aehnlichkeit mit jenen frühern Heimchen und der Erinnerung an die Befreundung mit ihnen erlangt haben?

Agathe: Klein ist die Gabe, die ich bringe, doch habe ich sie als ein Herzblatt bisher betrachtet, mein Liebling ist sie gewesen, seitdem ich ihre Be-

kanntschaft machte und vertrauensvoll führe ich den zarten Schützling in die Gesellschaft ein. Ich habe die Sage in Wilhelmsdorf gefunden, unter dessen Bewohnern sich viele Erinnerungen an die Vorzeit erhalten haben, eine Mutter war es, die sie mir fast wörtlich mittheilte und dieser letztere Umstand dürfte sie um so sinnvoller erscheinen lassen.

Das
Kind mit dem Thränenkruge.

Einer jungen Mutter war ihr einziges Kind gestorben. Sie weinte über alle Maßen und konnte sich über ihren Verlust nicht zufrieden geben. In jeder Nacht lief sie hinaus zu der Stelle, wo man dasselbe in die Erde gebettet hatte, und jammerte auf dem Grabe, daß es Steine hätte erbarmen mögen, als solle und müsse ihr das Grab ihr Kind wieder herausgeben. So wehklagend weilte sie auch dort in der Nacht vor dem heiligen Dreikönigsfeste, als Perchtha mit ihrem Gefolge nicht weit von ihr vorüberzog. Ohne dadurch erschreckt zu werden, sah sie dem Zuge zu, — war ihr doch das Kind vom

Herzen gerissen worden, was konnte nach einem solchen Risse ihr noch Schreckhaftes widerfahren? Da gewahrte sie, den Andern hinterdrein, ein Kleines, mit einem ganz durchnäßten Hemdchen angethan, das in der Hand einen Krug mit Wasser trug und matt geworden den Uebrigen nicht folgen konnte; ängstlich blieb es eben vor einer hohen Umzäunung stehen, die von Perchtha überschritten und von ihren kleinen Unterthanen überklettert wurde. „Ach!“ — dachte die jammernde Mutter — „sieht doch das „Kleine gerade aus wie mein verlornes Kind.“ Mitleidig lief sie hinzu und hob es über das Hinderniß hinweg. Während sie es nun in ihren Armen hielt, sprach das Kind: „Ach Mutter, wie warm sind „Mutterhände! aber weine nicht so sehr, du weinst „mir meinen Krug sonst gar zu schwer und voll, da „sieh, ich habe mir mein ganzes Hemdchen schon damit „beschüttet.“ — Von jener Nacht an — meinen meine Wilhelmsdorfer — habe die Mutter aufgehört zu weinen.

Georg: Mit dieser Sage ist ein mächtiger Schritt vorwärts in dem Laufe der Zeiten angedeutet. Die

Heimchen sind Perchtha entrissen und an deren Statt ihr die ungetauften Kinder zugetheilt worden.

Agathe: Die armen Heimchen! vertrieben aus ihrem Reiche, entfremdet den Menschen, entrissen zuletzt ihrer Königin, bleibt ihnen allerdings nichts übrig als zu den Urnen der Erinnerung in den Grabhügeln der Urbewohner sich zu flüchten, welche Urnen wundersamer Weise von unsern Landleuten überdieß für das Hausgeräth und Kochgeschirr dieser kleinen Inwohner der Erde gehalten werden.

Theodor: Weiß ich doch fürwahr nicht, ob man sich mehr erzürnen soll über den Frevel, den jene Mönchspriester mit den heiligsten Gefühlen ihrer neuen Pflegbefohlnen trieben, oder mehr erfreuen über die rührend schöne Weise, in welcher diese auch aus dem ihnen dargebotenen Gifte sich Honig zu bereiten wußten. Nicht genug, daß man ihre Gottheiten zu Dämonen und Teufeln umgestaltete, nicht genug, daß die Stätten, wo geliebte Verstorbene ruhten, entweiht und durch Aufrichtung von Galgen und Rad allda zum schmähligen Tode der Verbrecher geschändet wurden; man entriß sogar dem Mutterherzen das reine Andenken an das früh verstorbene Kind, und ließ es,

zur Büßung der Schuld seiner Aeltern, daß es nicht bald genug zur Taufe gebracht worden war, den bösen Geistern zum Eigenthum verfallen. Es ist unverantwortlich, wie man mit unsern Vorfahren umgegangen ist!

Anton: Vertheidigen mag ich das Mittel nicht, doch war es klug ersonnen, um die noch Widerspenstigen zum willigen Gehorsam zu bringen, und seine Bestimmung hat es erreicht; denn in Folge davon hat sich die Sitte gebildet und bis in die neueste Zeit herein streng erhalten, war auch sogar in gesetzliche Anordnung übergegangen, daß jedes neugeborne Kind am ersten, längstens am zweiten Tage nach der Geburt getauft werden mußte.

Aimar: Verdammt nur jene Männer nicht geradezu, die gewiß ein frommer Sinn bei ihrem Verfahren beseelte. Es galt damals einem Kampfe um die heiligsten Interessen der Menschheit. Der unerschütterlich feste Glaube, daß einzig auf dem Christenthum das Heil der Menschen beruhe, berechtigte sie gewissermaßen in Verbreitung desselben kein Mittel zu scheuen, und so wie man auf der einen Seite die alten Deutschen mit dem Schwert in der Hand

in die Flüsse zur Taufe trieb, hier auf der andern Seite auch die menschlich theuersten Gefühle nicht zu schonen, wenn eine solche Schonungslosigkeit für den Sieg des christlichen Glaubens erforderlich schien. Derbe Naturen mögen allerdings dazu gehört haben, um so handeln zu können.

Georg: Das Erforderniß dieses großen Aufwandes von Kunstgriffen, um die alten Germanen für das Christenthum zu gewinnen, läßt sich aus ihrer innigen und sinnigen Verehrung der Götter erklären. Mit Unsichtbarkeit bezeichneten sie deren Größe und duldeten, wenigstens in den frühesten Zeiten, keine Idole oder Bilder derselben; besonders aber müssen ihre aufgedeckten Opferstätten uns mit Bewunderung über die Großartigkeit und — ich scheue den Ausdruck nicht — die Herzlichkeit ihrer dargebrachten Opfer und Gaben erfüllen. Nicht kärglich scheinen sie berechnet zu haben, was am leichtesten zu entbehren sey, nein! gerade das ihnen Theuerste, so mancher Schmuck, den sie erst mit Aufopferung sich erworben hatten, brauchbare Werkzeuge und Geräthschaften, Nahrungsmittel und Opferthiere in Menge brachten sie den Göttern als Beweise ihrer Ehrfurcht

und Huldigung dar. Auch kamen diese Opfergaben nicht etwa, wie bei andern Völkern, den Priestern zu statten, sondern wurden zerlegt, zerbrochen, den Flammen übergeben und zuletzt mit Erdreich überschüttet. Die Unmasse der in Opferheerden aufgefundenen Schlacken, Knochen und Ueberbleibsel von verbranntem Getraide liefert dafür den deutlichen Beweis, und in dem Ganzen dieser Götterverehrung liegt der tiefe Sinn der Deutschen für Religiosität bis in unsere Tage herein gewiß recht schön bereits angedeutet.

Margarith: Aufschluß möchte ich mir hierbei erbitten, wie unsre mitgetheilten Erzählungen, wenn sie zu Mythen herabsinken, die christliche Geistliche bildeten und deren zu ihren Absichten sich bedienten, gleichwohl noch Anspruch auf den Namen von Volkssagen machen können?

Gustav: Ei, diese jetzigen Sagen erbauen sich bloß — wenn jene früher mitgetheilten rein und ganz aus Erinnerungen an eine wichtige Vergangenheit hervorgegangen waren — auf die willkührlich aus ähnlichen Erinnerungen gebildeten Mythe, als auf eine vorgefundene Grundlage. Die Christenpriester

belehrten nämlich im Allgemeinen: daß Perchtha ein böser Geist sey, in der heiligen Dreikönigsnacht umherziehe, die Uebertretungen der von ihnen ertheilten Gebote strafe, und die ungetauft verstorbenen Kinder mit sich führe und beherrsche; die specielle und örtliche Beziehung der gegebenen Mythe hingegen bildete sich frei unter dem Volke aus, wie es innere Bedürfnisse oder äußere Veranlassungen an die Hand gaben, Die Belege hierzu sind in den von unsern Damen eingeführten Perchthensagen nicht zu verkennen.

Theodor: Genug dieser antiquarischen Besprechungen! es ist an der Zeit, daß wir unsere Aufmerksamkeit auch auf die unverkennbaren Schönheiten dieser Sage richten. Ich möchte wirklich die gemüthvolle Darstellung des Nutzlosen und Schädlichen eines übertriebenen Schmerzes darin — bei dem Mangel doch irgend eines Beruhigungsgrundes — als Probe der tiefen Gemüthlichkeit unsrer Dorfbewohner, ja als Vorbild jeder derartigen Poesie aufstellen. Die unvergeßliche Heimath an dem Mutterherzen, die auf das Muttergefühl gegründete Zusprache des Kindes — so zart und in so wenigen Worten ausgedrückt, — der Thränenkrug, das Todenhemdchen in so inniger

Beziehung darauf, — ich bleibe dabei, es ist ein Meisterstück nicht nur der Volkssage, sondern im höhern Sinne der Volkspoesie.

Gustav: Deßhalb stehe ich auch nicht an die Bildung dieser zarten Sage in das Ende des dreizehnten oder den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts zu versetzen, in welcher Zeit die Kunst jeder Art durch den größern Theil von Europa in voller Blüthe stand. Der Sinn und Geist dafür hatte damals nicht nur einzelne ausgezeichnete Männer ergriffen, sondern das gesammte Volk durchdrungen. Wundern würde ich mich, wenn Sagen aus spätern Zeiten nicht eben so Zeugniß geben sollten von dem nachmaligen Verfall des guten Geschmacks oder richtigen Gefühls auch unter dem Volke, über den die Kunstgeschichte hinsichtlich der übrigen Stände uns belehrt; — wie zum Theil die Sage von Kresse schon gethan.

Elsbeth: Die von Theodor aus der vorliegenden Sage hervorgezogene Belehrung hat sich, wenn auch nicht in derselben schönen Sagenform weit umher verbreitet. „Laß doch die Toden ruhen!“ ist das zurechtweisende Wort der Nachbarn und Gefreundeten, wenn

der Leidtragende seinen Schmerz in zu häufigen Thränen äußert, ein Wort, das wohl gleichfalls ein gutes Heidenalter an sich trägt und auf frühzeitige Ahnung einer Fortdauer und Unsterblichkeit unter unsern Altvordern deuten mag.

Anna: Noch deutlicher erblicke ich in den Tiefen dieser Sage ein inniges, und unzerreißbares Band der Seelen und ihres Mitgefühls gezeichnet, indem der Schmerz der einen Seele über das Scheiden im Tode die andre nicht ruhen, nicht selig werden läßt.

Georg: Uebrigens möchte der hier vorkommende, unverkennbare Thränenkrug zum Beweise dienen, daß die Annahme, solche Gefäße seyen bei den alten Deutschen üblich gewesen, um die Thränen der Trauer darein zu sammeln, doch nicht so ungegründet und lächerlich sey, als Herr Bibliothekar Klemm annimmt,*) sondern eine ernste Widerlegung, wenn sie möglich ist, verdiene.

Gustav: Nur kann derselbe erwiedern: daß ja nicht die noch lebende Mutter, sondern das verstor-

---

*) Klemm, Handbuch für deutsche Alterthumskunde, p. 178.

bene Kind die um seinen Verlust geweinten Thränen in diesen Krug gesammelt habe. Freilich ist damit das Thränengefäß nicht hinweg zu demonstriren. So eigen jedoch jener Umstand erscheint, so gut steht er mit Anna's deutender Bemerkung in Einklang; und wenn unsre Hermunduren zu einer solchen Thränensammlung die leere Flasche oder den leeren Krug ihren Toden mit in das Grab gaben, so kommt mir der Glaube, der diese Sitte erzeugte, noch weit sinniger und tiefer vor, als was man uns von den Thränenkrügen der Griechen und Römer erzählt. Mögen die Gelehrten darüber nachdenken, ob es etwa dieselbe Bewandniß mit den nicht abzuläugnenden Thränengefäßen unter jenen Völkern gehabt habe; so daß unsre Bauern in ihren Sagen bessere Auskunft über den Gebrauch derselben uns bewahrt hätten, als die schriftlichen Dokumente aus den frühesten Zeiten. Weit natürlicher nimmt sich eine solche Annahme aus, als die einer bedachtsamen, mühevollen Einsammlung jeder fließenden Thräne durch die Hinterlassenen selbst. Setzten unsre heidnischen Vorfahren doch ihren Verstorbenen Gefäße mit Speise und Trank zu leiblicher Nahrung in das Grab, warum

nicht auch dergleichen Fläschchen, um Beweise darein zu sammeln für die fortwährende Verbindung mit dem Geiste der Zurückgebliebenen?

Agathe: Zur Bestätigung dieser Ansicht füge ich bei, daß zu Bodelwitz ganz dieselbe Volkssage sich vorfindet, dort aber das Kind sich ausdrückt: „Ach wie warm ist doch ein Mutterarm“ und der Bitte: „Mutter! weine doch nicht so sehr,“ die Worte beifügt, „ich muß ja jede Zähre, die du weinst, in „meinen Krug da sammeln.“ Auch erzählt die Bodelwitzer Sage, die Mutter habe sich noch ein Mal herzlich ausgeweint.

Anna: Diesen letztern Zusatz mag das Rührende in der Erzählung hervorgebracht haben, das Muttergefühl in einer solchen Lage scheint mir richtiger und ächter von jener Mutter in Wilhelmsdorf aufgefaßt und mitgetheilt zu seyn.

Anton: Ich kann mich einer kleinen Schadenfreude darüber nicht erwehren, — da mir nun einmal der Sinn für dergleichen Sagen gebricht und ich doch der Theilnahme daran mich in unserm ge-

schlossenen Verhältnisse nicht zu entziehen vermag, — daß ich in den Stand gesetzt mich sehe, nach all den so lieblich gerühmten Dingerchen, die man so schön und vielartig zu deuten weiß, als Zugabe das Unlieblichste noch vorzutragen, was sich die Phantasie Sagenartiges erdenken kann. Man höre, urtheile und deute auch hier zum Besten, wenn man es vermag.

Perchtha als grausiger Dämon.

In jeder Vornacht des heiligen Dreikönigstages untersucht Perchtha durch die ganze Umgegend die Spinn- oder Rockenstuben, bringt den Spinnerinnen leere Spuhlen unter der Weisung, daß dieselben in einer bestimmten, sehr kurzen Frist voll gesponnen seyn müssen, und bestraft, wenn das Geforderte nicht geliefert werden kann, mit Verwirrung und Verunreinigung des Flachses. Bei dieser Gelegenheit schneidet sie auch allen denen, die an diesem Tage nicht Zemmede gegessen haben, den Leib auf, nimmt die genossene, andersartige Speise heraus, und füllt den

leer gewordenen Raum mit Wirrbüscheln und Backsteinen an. Zuletzt nähet sie den Leib wieder zu, wobei sie sich statt der Nähnadel eines Pflugschaares und statt des Zwirns einer Röhmkette bedient.

Georg: Zuvörderst muß ich fragen, um diesen Angriff auf unsre Lieblinge mit siegreichem Erfolge zurück weisen zu können, an welchem Orte soll dieß sagenartig Erzählte sich ereignet haben?

Anton: Ei nun, ein einzelner Fall konnte mir zwar nirgend angegeben werden, man kann jedoch überall, wie ich bemerkt habe, in der ganzen Umgegend, die saubere Kunde vernehmen.

Georg: Wohl gesprochen, guter Freund! denn dem zu Folge haben wir nur die oben bezeichnete Mythe vor uns, keineswegs aber eine Volkssage, die ihrer Natur gemäß an speciell angegebene Orte oder Personen sich bindet, und zwar auf die Mythe sich erbauen kann, nicht aber muß. Der Schimpf, den du der Sage anzuthun glaubst, fällt also auf die von dem Volke sehr zu unterscheidenden Priester zurück, die diese Mythe erdachten und auszubreiten

wußten. Dasselbe findet sich gerade so heimathlos mit veränderten Angaben bei Grimm.*)

Anna: Was aber in aller Welt konnte jene guten Männer, die doch einzig die Ausbreitung des Christenthums im Auge hatten, bewegen, mit so unsinnigen Gebilden sich zu beschäftigen?

Gustav: Das vorliegende Gebild möchte, genauer bedacht, nicht so unsinnig für ihre Absichten sich zeigen. Ein einziges Wort in Anton's Vortrag liefert den Schlüssel zum Verständniß des Ganzen, das Wort Zemmede. Hierunter wurde und wird noch jetzt eine aus Mehl und Milch oder Wasser bereitete und in einer Pfanne gebackene Speise verstanden, unverkennbar hier eine Fastenspeise. Den heiligen Dreikönigstag feierte man nämlich in jenen für unsre Gegend früh katholischen Zeiten als eines der wichtigsten Feste. Zur Vorbereitung darauf war Fasten erforderlich, Zemmede aber galt als eine allgemein unter unsern Vorfahren bekannte Speise. Als Resultat aus dem Allen ergiebt sich, daß das von Anton Mitgetheilte gewißermaßen nichts weiter ist,

---

*) Deutsche Sagen. p. 359.

als eine nach den obwaltenden Umständen klug abgefaßte und geschärfte Fastenverordnung.

Theodor: Dann darf ich auch wohl schließen, daß, wenn derselbe Mythus bei Grimm in der angeführten Stelle statt der Zemmede Klöse und Hering angiebt, dieß die unter den Thüringern eingeführte und gebräuchlich gewordene Fastenspeise war. Ein unscheinbarer Schluß zwar, allein ich baue darauf fort: Die Thüringer waren schon längst Christen, als die Bewohner unsrer Gegend noch allen Bekehrungsversuchen widerstanden. Als Christen wurden sie von uns.rn Heiten verachtet, gehaßt, das Heringessen kam ihnen fremdartig und lächerlich vor, und daraus mag die schon in frühen Zeiten den Thüringern aufgelegte Schimpfbenennung Heringnasen entsprungen seyn. Zu Bekräftigung meines Schlusses berufe ich mich auf unsre Gassenbuben, welche noch jetzt, wenn sich ein Zank unter ihnen entspinnt, einander zurufen:

„Schimpft mich immer wie ihr wollt,
„Schimpft mich nur nicht Heringnase.“

Georg: Auch ist dieses Schimpfzeichen, die Heringnase, an der Nordseite der alten Stadtkirche zu

Saalfeld — nach Thüringen zu — in Stein gehauen bis auf den heutigen Tag zu sehen.

Elsbeth: So hatten — wie der Tag vor dem heiligen Dreikönigsfeste die Zemmede — wohl auch andre Tage und Zeiten ihre von der Geistlichkeit bestimmten Speisen? und wir Frauen backen noch immer in Folge jener katholischen Fastenverordnungen unsre Stollen oder Christwecken in der Weihnachtszeit, die Kräpfel gerade zu Fastnacht, Brezeln in den Fastenwochen und Osterfladen für die Osterfeiertage?

Agathe: O laßt diese Perchtha in den Rockenstuben in Ruhe! Es erfüllt mich mit Wehmuth, wie die hehre Schutzgottheit des Ackerbaues, die Perchtha nach dem Volksglauben in frühern Zeiten war, bis zu einem so grausig dämonischen Wesen herabsinken konnte.

Margarith: Ja! und wie selbst ihre Attribute, Pflugschaar und Röhmkette, in Ausführung des Gräßlichen als Nadel und Zwirn dienen müssen. Alles dieß, Wirrbüschel und Backsteine nicht zu vergessen, bildet eine Aufseherin der Spinnstuben, die sicher keine weibliche Phantasie geschaffen hat.

Theodor: Zu diesen Attributen zähle ich noch die Radewelle, die den Namen Radeperchthe, den

sie in hiesiger Gegend führt, offenbar noch Perchtha und ihrer Aufsicht über den Ackerbau zu verdanken hat.

Georg: Den Ursprung dieser Mythe setze ich unbedenklich in das Ende des funfzehnten oder den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, denn früher durfte man wohl nicht die Erinnerung an Perchtha in solcher Weise zu beflecken wagen. Damals aber konnte die Clerisei dem Volke allerdings den ärgsten Unsinn als Glaubensartikel vortragen, so tief war dasselbe gesunken.

Aimar: Sie liefert wenigstens einen nicht zu verachtenden Beitrag zur Geschichte des Grotesken, und, wenn ich nicht irre, hat schon Flögel sie in seine Geschichte dieses Gegenstandes aufgenommen und benutzt.

Anna: Wohl uns, daß wir sie beseitigt haben! Möge weder Geschick noch böser Wille dergleichen Unliebliches je wieder als Gegenstand der Unterhaltung uns zuführen.

Margarith: In dem Auffammeln dieser Perchthensagen sind uns noch mehrere Sprößlinge dieser Familie zur Kenntniß gekommen. Wiederholen sich auch in ihnen die schon bekannten Züge ihres Stam-

mes, so wagen wir sie dennoch vorzuführen, theils um nicht zu sehr gegen die ansehnlichen Mittheilungen der Männer mit unsern Duodezgaben im Rückstande zu erscheinen, theils um als Frauen nichts auf dem Herzen behalten zu müssen.

Die betrogene Perchtha.

Zu Oppurg fand Perchtha bei ihrem jährlichen Umzug in jener Nacht, worin ihr das Land zu durchstreifen gestattet war, eine Spinnstube noch voll von Rockengästen. Schäkernd erzählte darin eine Spinnerin von der andern, was sie Lachenerregendes aus deren Leben zu erzählen wußte, und laut wurde der Jubel, wenn die Angegriffene sich nicht zu vertheidigen vermochte. Hocherzürnt darüber reichte Perchtha durch das Fenster nach der Zahl der Spinnerinnen zwölf leere Spuhlen oder Spindeln unter dem drohenden Gebote: diese Spuhlen in Zeit von einer Stunde voll zu spinnen bis zum Rande; sey es nicht geschehen, so werde die Wiederkehrende ernstlich strafen.

Ein Schrei des Entsetzens ertönte aus aller Munde und Verzweiflung ergriff die so vergnügt gewesenen Gäste. Der Gefürchteten zu entfliehen und den Rocken im Stiche zu lassen — das wagte keine, aber auch an die zugewiesene Arbeit zu gehen fiel ihnen nicht ein, denn das Geforderte in der anberaumten Frist zu liefern, überstieg offenbar die Kräfte auch der rüstigsten Spinnerin. Eine Viertelstunde verstrich nach der andern unter ängstlicher Erwartung der angedrohten Strafe und vergeblichem Sinnen, wie der Gefahr zu entrinnen sey. — „Jetzt weiß ich Rath," rief endlich ein keck-verschlagenes Mädchen aus, sprang auf den Dachboden, holte von dort einen Wickel Werrig, und umwickelte damit geschäftig die leeren Spuhlen, eine nach der andern. Nun setzte sich die Verschmitzte mit ihren Freundinnen an das Spinnrad, und überspann das Werrig zu ein, zwei bis drei Malen, so daß die Spuhlen voll gesponnen schienen. Perchtha kam, man überreicht der Verwunderten die gefertigte Arbeit, und kopfschüttelnd zog sie ab in ihren Händen den Beweis, was Angst und Noth zu leisten vermöge.

Georg: Erst jetzt wird mir klar, daß die Spinnerinnen an jenem Vorabende des Dreikönigsfestes schon abgesponnen haben sollten, und Perchtha's Visitation auf die Heilighaltung dieses Festes sich bezog. Es sollte eben bereits ein heiliger Abend seyn. Wie weit die Priester nicht nur ihren Mund, sondern sogar ihre Hand dabei im Spiele haben mochten, läßt sich wenigstens nicht genau bestimmen. Jenes Spinnverbot erstreckte sich wahrscheinlich hiernach auf mehrere Abende im Jahre, worüber wir wohl von den Frauen nähere Auskunft erlangen können. Es ist demnach, wie ich schon oft behauptet habe, auch die kleinste Sage nicht ohne Bedeutung, die geringste Gabe dieser Art nicht ohne Werth für den Geschichts- und Alterthumforscher.

Elsbeth: Soviel ich weiß, gilt jenes Spinnverbot noch von dem heiligen Abende vor dem Neujahrtage. Eine weitere Ausdehnung desselben ist mir nicht bekannt.

Aimar: Die strengen Seelsorger unsrer christlich-ersten Vorfahren wußten demnach auch hier die Erinnerung an Perchtha als Schutzgottheit des mit dem Getraidebau verwandten Flachsbaues zu benut-

zen, um sie, zu Erreichung ihrer besondern Absichten, auf die damit in Verbindung stehenden Spinnstuben einwirken zu lassen. Es findet sich überall Zusammenhang, und haben wir nur zuvörderst die Bedeutung dieser Gestalt im heidnische Alterthum aufgefunden, so erklären sich alle diese Perchthensagen gewissermaßen aus sich selbst.

Theodor: Besonders wenn die Sage einen eigenthümlichen Charakter an sich trägt. In der vorliegenden bildet ihn die List, die Verschlagenheit der darin betheilichten Spinnerinnen. Ein neuer Zug, der abermals einen Fortschritt der Cultur bezeichnet. Die rohe Gewalt des Mannes, die sich in Kunhedto und Ilsa zeigt, ist vorüber, an ihre Stelle tritt Klugheit und Täuschung. Unsere Altvordern ergreifen dieselben Waffen, womit ihre Anhänglichkeit an das Heidenthum bekämpft wurde, und scheinen den Vorzug derselben begriffen zu haben. Bemerkenswerth ist noch dabei, daß gerade der weibliche Theil der Bevölkerung schon damals so geneigt als geschickt sich zeigt ein X für ein U zu machen.

Gustav: Ohne auf diese boshafte Bemerkung Rücksicht zu nehmen, erlaube ich mir den gedachten

Fortgang der Gesittung in den bisherigen Sagen von Perchtha darzulegen. In dem Leben zu Cosdorf und Rödern finden wir noch den Stand der Unschuld und zugleich den Fall daraus geschildert. Der Wagnermeister aus Colba mit seinem Gesellen versetzt in uns eine Zeit, worin bereits Handwerke und eine Art von Innungen bestanden, erwähnet Münzen und bezeichnet Vergeltung in Belohnung des Guten und Bestrafung des Bösen. Die durch Perchtha gestrafte Magd liefert den Fortschritt zur Verzeihung, Versöhnlichkeit, und Wiedererstattung des im Zorn Geraubten. Das Kind mit dem Thränenkruge ist der Ausdruck der Zärtlichkeit des Muttergefühls, und giebt die Ahnung der Fortdauer nach dem Tode, den Glauben an eine über das Erdenleben hinaus fortdauernde Verbindung befreundeter Herzen. Anton's Specktakelstück setzt die Beobachtung äußerer Satzungen zu dem innern Gefühle in schneidenden Contrast. Und endlich diese Oppurger Sage zeigt Verschmitztheit und Sinn für gegenseitigen Betrug als Resultat einer Civilisirung, die nicht mit Offenheit zu Werke geht.

Theodor: Von einer andern Seite aufgefaßt ist die erste unsrer Perchthensagen noch reine Erinne=

rung an die Einführung des Christenthums, — Perchtha die heidnische Schutzgottheit wird verstoßen und wandert aus, — Sage demnach in der strengern Bedeutung. In den beiden folgenden Stücken ist Priestermythe Grundlage der Sage, und in Sagenweise wird darin der Gewinn an Gesittung im geselligen Verkehr ausgedrückt und verbreitet. In dem Kinde mit dem Thränenkruge hingegen ist das sittlich-religiöse Gefühl des Volks stark genug geworden, um die Mythe zur Sage davon benutzen zu können. Anton's berüchtigte Perchtha liefert die Mythe so unfruchtbar und gräßlich, daß die freundliche Sage sich nie mit ihr hat verschwistern können, und in der Rockenstube zu Oppurg wird die Mythe bereits persiflirt.

Anna: Aus beiden Darlegungen möchte ich schließen, daß die Volkscultur jener Zeit in hiesiger Gegend ziemlich rasch vorwärts geschritten ist, und die Anregung dazu doch eigentlich in der Einführung des Christenthums lag, insofern es das stillstehende Leben in Bewegung versetzte.

Georg: Nicht minder leuchtet aus jenen Vergleichungen ein, daß diese letztere Sage die historisch-neueste — natürlich mit Ausnahme des Kresse —

unter unsern Sagen ist, denn unstreitig mußte die gefeierte Perchtha erst zum grausigen Dämon umgestaltet werden, und als solcher gegen den Freiheitssinn der Altvordern ankämpfen, bevor sie die gewohnte Ehrfurcht gegen dieselbe so ganz aus den Augen setzen und sie zu betrügen wagen konnten. — Doch unser Anton so still — wie, hat unsre Abfertigung seiner freundlich-lieblichen Gabe ihn verstimmt?

Anton: Ich ergötze mich im Stillen an der Sinnesverwandtschaft jener Spinnerin zu Oppurg mit meinen eignen Ansichten. Wahrhaftig, ich habe das Mädchen ordentlich lieb gewonnen. So sollte man nur überall zu Werke gegangen seyn, dann würde sich dergleichen Aberglauben nie so weit und tief unter dem Volke haben verbreiten können.

Agathe: Auf eine solche Sinnesverwandtschaft kann ich keinen Anspruch bei unserm Freunde machen. Mir thut es leid, daß das Einfachedle oder doch Sinniggemüthliche, das in den frühern Sagen mich ansprach, hier so ganz verschwunden ist, und das Niedrigkomische unerquicklich an seine Stelle tritt. Es wird ja hoffentlich bald wieder etwas mehr Herzerfreuendes zu hören geben.

Margarith: Ei nun, ich meine doch, so ungenießbar sey das Ganze nicht. Das pfiffige Kind, dem in der höchsten Noth guter Rath zur rechten Zeit noch kommt; die Geschäftigkeit, in der es die leeren Spuhlen mit dem trügerischen Werrig umwickelt; und Perchtha — in ihrer Strafpolizei getäuscht — wie sie das alle Erfahrung Uebersteigende kopfschüttelnd betrachtet; sind ganz ergötzliche Figuren und Situationen, die zur Abwechslung recht wohl ihre Stelle ausfüllen, und uns schon einmal einen andersartigen Genuß gewähren können und dürfen.

Elsbeth: Als Zugabe meines Antheils liefere ich noch folgende kleine Volkssage, unter dem Wunsche, daß auch sie nicht der Berücksichtigung ganz unwerth gefunden werden möge.

Die alte Spinnerin zu Langendembach.

Zu Langendembach, demselben Dorfe, in dessen Nähe der riesige Zauberer gehaust hatte, von welchem Ilsa in die unterirdischen Klüfte der Burg Ranis

verbannt worden war, lebte eine schon ziemlich bejahrte Frau, die so unermüdlich im Spinnen sich bewies, daß sie allen Mädchen und Mägden im Dorfe darin zum Muster dienen konnte. Vom frühen Morgen an bis tief in die Nacht saß sie hinter ihrem Spinnrade die ganze Winterzeit hindurch und drehte aus Leibeskräften den Faden flink in die Spuhle hinein. Sogar am Abende vor dem heiligen Dreikönigsfeste setzte sie damit nicht aus. Sohn und Schnur warnten: „Wenn Perchtha kommt, es wird „euch übel gehen.“ — „Ei was“ — war ihre Antwort — „Perchtha bringt mir keine Hemden, ich „muß sie selbst mir spinnen.“ — Da legen sich jene zur Ruh und die Alte spinnt unverdrossen fort. Nach einer Weile wird das Fenster aufgeschoben; Perchtha schaut in die Stube und wirft ihr eine Menge leerer Spuhlen zu unter der strengen Weisung, sie voll zu spinnen, sonst solle es ihr schlimm ergehen, wenn Perchtha in Einer Stunde wieder komme.

Halb tod vor Schrecken weckte die Alte ihre Leute, und klagt ihnen ihre bittere Noth. „Was da,“ — lautet der Bescheid, den sie erhält — „war euch „nicht zu rathen, so ist euch nun auch nicht zu helfen,

»Macht eure Sachen mit Perchtha ab, so gut es »gehen will, uns aber laßt in Ruh.« Nothgedrungen faßt sich die Spinnerin zuletzt ein Herz, setzt sich an das Spinnrad, spinnt in aller Eile einige Reifen auf jedwede Spuhle, und wirft, als dieß geschehen, die Spuhlen insgesammt in den Bach, der an dem Hause vorüber floß.

Anton: Ist denn Perchtha aber dadurch zufrieden gestellt worden?

Elsbeth: Wie es scheint, ja! Die Sage erwähnt nichts von einer Bestrafung der alten Spinnerin. Das Mittel, das sie in der Verzweiflung ergriff, mag das richtige gewesen seyn, und Perchtha versöhnt haben.

Margarith: Und dieß mit Recht! Die Alte opfert ja, wie Polycrates, zur Versöhnung der Erzürnten das Theuerste, was sie hat und kennt, ihr Garn.

Georg: Eine wichtige Rolle spielt offenbar in dieser Sage das Wasser. Ihm mögen schon in den frühesten Zeiten unsre Altvordern eine sühnende Kraft

beigelegt haben. Der Glaube daran hat sich bis auf unsre Zeiten fortgepflanzt, und äußert sich vornehmlich in den sympathetischen Kuren unsrer Landleute, von denen, gerade wie von jener Spinnerin, die materia peccans, wenn auch erst nach mehrern Handgriffen und Beschwörungsformeln, immer zuletzt in fließendes Wasser geworfen wird.

Anna: Ein recht sinniger und Stoff zu Deutungen bietender Glaube! Das Wasser, als äußeres Reinigungsmittel, konnte in jenen Zeiten, worin man den Naturkräften göttliche Verehrung erwies, leicht für eine Kraft genommen werden, die den Leib auch von Krankheiten reinige und heile, ja den ganzen Menschen von Schuld abwasche und sühne, und das Bösartige hinwegführe in seinem Fortfließen.

Aimar: Es ist nicht zu läugnen, die vorliegende Mythensage schließt mit einem Zuge jenes Naturdienstes, den fast alle Völker in ihrem Kindesalter betrieben haben. Versöhnt doch noch jetzt der Indier sich mit seinen Göttern in den heiligen Fluthen des Ganges. Eine ähnlich sühnende Bestimmung mögen ursprünglich die vielen Waschungen und Reinigungen der Juden gehabt haben, und wer vermöchte selbst

in unsrer Taufe einen Nachklang davon im Bade der Wiedergeburt zu verkennen, ein Abwaschen des Schuldvollen und Nichtfrommen? —

Anton: Leider einen Nachklang nur! Das Unglück ist eben, daß das Wasser in spätern Jahrhunderten bloß als Symbol betrachtet wurde, während — ich wage es zu behaupten — ihm damals eine Leib und Seele heilende Kraft wirklich eigen war, und noch immer inwohnt. Erst unsre Zeit klärt sich darüber wieder auf. Wird doch in mehr als hundert Schriften jetzt klärlich bewiesen, wie die äußere und innere Anwendung des kalten Wassers jede Krankheit gründlich heile, und den gesunden Menschen vor Körperleiden aller Art schütze. Auch dürfen wir gewiß in Kurzem dem Beweis entgegen sehen, wie in dem gesund gewordenen Leibe durch Gebrauch des Wassers nicht minder die Seele gesunden müsse; wie die Leidenschaften besänftigt, die guten Vorsätze gestärkt, und die gesammten Kräfte in das erforderliche Gleichgewicht, in Uebereinstimmung gebracht werden. Alles durch Wasser.

Theodor: O Heil der Generation, deren Tugend mit Wasser zu Hilfe zu kommen ist, deren sinkende

Lebenskraft und Neigung Gutes zu wirken mit Wasser angefrischt werden kann, und deren überspannte Phantasie und Begeisterung man so wirksam abzukühlen weiß! Fürwahr ein herrliches Universalmittel! Ich ahne, Freund Anton, nach deiner Ansicht werden die Wassersprützen in Zukunft eine große Rolle spielen, und das größte Verdienst um die Menschheit wird seyn, artesische Brunnen zu bohren.

Gustav: Haltet Friede, ihr beiden Antipoden! und freut euch mit mir, wie die alte Spinnerin der Sage im Munde des Volkes so folgerichtig durchgeführt ist und sich frei von jeder fremdartigen Beimischung erhalten hat. Werkthätig kündigt sie sich an in den Worten: „Perchtha bringt mir keine Hemden, ich muß mir selbst sie spinnen," und handelnd beharrt sie in Gefahr und Noth. Der frivole Zeitgeist, der sich in den Spinnerinnen zu Oppurg kund giebt, hat die Alte noch nicht ergriffen. Lebenserfahrungen haben sie belehrt, daß mit einem verzagenden Aufgeben ihrer selbst nichts ausgerichtet sey, darum setzt sie sich nur um desto ämsiger wieder an ihr Spinnrad, und nimmt zuletzt — als Figur eben noch aus der alten Zeit — ihre Zu-

flucht zu den Schutzmitteln aus der heidnischen Vergangenheit.

Agathe: Den traurigen Gegensatz davon giebt uns das theilnahmlose Benehmen in Sohn und Schnur, das Bild einer Zeit, worin die Menschen bei aller Cultur selbstsüchtig werden. Wir finden sie hier, nachdem ihnen das Band der vorigen, gemeinschaftlichen Gottesverehrung gerissen ist, einander selbst entfremdet, die Kinder schlafen ruhig fort bei der Gefahr, worin die Mutter sich befindet.

Aimar: Das wahrhaft Versöhnende — wenigstens für mein Gefühl — liegt in dem guten Ausgang all der Perchthensagen, worin kein böser Vorsatz obwaltet, — bloß der Wagnergeselle zu Colba büßt die Schuld seiner frechen Geldgier. — Es offenbart sich darin ein Urtheil des Volkes, das alle Achtung verdient, und von Schriftstellern und namentlich Volkslehrern berücksichtigt werden sollte. Das Gefühl für Gerechtigkeit ist unter unsern Landleuten hiernach mit dem Gefühle für Billigkeit schön verschwistert.

Anna: Ich finde, daß in allen unsern Volkssagen Töne, Zaubertöne verborgen liegen, die nur mit Sinn dafür angeschlagen seyn wollen, um Geist oder Gemüth in mannichfacher Weise anzusprechen. Auch die Kleinigkeit, die ich jetzt darbringe, wird ja etwas Eigenthümliches dieser Art in sich tragen, und des Versuches werth seyn ihr Verständniß herauszulocken. Ich taufe meinen Findling:

Perchtha und der arme Bergmann.

Ein Bergmann kehrte in der Perchthennacht von Bucha, wo er in seiner Schicht angefahren war, zurück nach Könitz. Als er auf der Hälfte des Weges an den dort befindlichen Kreuzweg gelangte, rief Perchtha drohend ihm entgegen:

„Halt, Pursche! nicht von der Stelle.“

Zitternd gehorchte der Bergmann dem Rufe, Perchtha kam und verlangte, daß er ihren Wagen verkeilen solle.

„Ach, gute Frau! ich verstehe vom Fuhrwerke „nichts, bin nur ein armer Bergmann, und habe

„weder Holz zur Stelle noch ein Messer in der „Tasche.“ — So lamentirte der Bedrängte. —

„Wohl kenne ich dich,“ — versetzte Perchtha drauf — „du bist ein sehr armes Bergmännlein, „das nicht so viel Mehl hat, um Frau und Kindern „daheim Brod backen zu können. Noch obendrein „sind auf's Neue ein Paar kleine Schreihälse bei dir „angekommen. Doch jetzt hilf aus, hier ist ein Messer „und da ist Holz dazu.“

Der Bergmann nahm, schnitzte drauf los — so gut es gehen wollte — einen Keil, und paßte ihn in Perchtha's Wagen ein. Zufrieden mit seiner Willfährigkeit schenkte ihm Perchtha die abgefallenen Spähne. Diese anzunehmen ließ der Bergmann sich nicht nöthigen, da er schon von ihrer Art und Weise zu beschenken gehört hatte. Er las die Spähne sorgsam auf, Perchtha selbst war ihm dabei behilflich, und füllte ihm damit die Taschen voll. Als er nach Hause kam, fand er wirklich sein Weib von Zwillingen entbunden, doch seine Sorgen waren nun gehoben, aus allen Taschen zog er in Perchtha's Gabe Gold in Menge.

Elsbeth: Da tritt nun unsre Perchtha mit einem Male wieder als Wohlthäterin auf, bekümmert sich um die Haushaltung, weiß von dem Wochenbette, — was soll man davon denken?

Margarith: Und die Geschäftigkeit, in welcher sie die leeren Taschen ihres Schützlings mit Spähnen anzufüllen sucht, läßt der hehren Frau wirklich allerliebst. Sie söhnt mich dadurch mit ihren bisherigen Erscheinungen ganz aus.

Aimar: Ist das Vorgetragene eine Mythe, dann kein Wunder; sie mußte mit dem Geist der Zeit fortgehen, wenn man nicht die Achtung vor ihr verlieren sollte. Hatte sie die alten Bewohner dieser Gegend in ihrer Schreckgestalt genügend zum Fasten nnd zur Heiligung der christlichen Feste angeregt, so war es sehr zweckmäßig, sie nun anders zu verwenden und in freundlicherer Weise auftreten zu lassen, da die für die Phantasie des Volkes Hervorgerufene wohl nicht sogleich wieder zu bannen war.

Theodor: Noch möchte gar nicht so ausgemacht seyn, daß wir abermals eine bloße Mythe vor uns haben. Warum sollte nicht das Volk, nach allem Gräßlichen, was ihm über Perchtha ein=

geimpft worden war, auch einmal ihrer als Wohlthäterin sich erinnert haben? Das Glück des Bergmanns wurde dazu die schickliche Veranlassung. Ich lese in Anton's Gesicht die Freude, in Perchtha hier einen großmüthigen Wohlthäter zu entdecken, der aus übergroßem Zartgefühl unbekannt bleiben wollte.

Anton: In diese Bemerkung, du großer Physiognomiker! stimme ich allerdings ein. Der schlaue Bergmann mochte Jemanden beraubt, eine Goldader in seinem Bergwerke entdeckt haben, oder auf sonst eine Weise zu einem ziemlichen Schatze gelangt seyn, und benutzte nun den herrschenden Aberglauben, um im ungestörten Genusse des Erlangten sich zu sichern.

Georg: Ohne Perchtha's Rache zu fürchten? nimmermehr! so tief, um dieß wagen zu können, war Perchtha noch nicht gesunken, und zur Deutung auf eine so triviale Begebenheit wollen wir ihr Erscheinen nicht herabsinken lassen. Sey es Sage, was uns geliefert worden ist, die von dem Volke ausgieng, oder sey es Mythe, welche der Clerus jener Zeit unter das Volk verpflanzte, — ich mag darüber nicht entscheiden — die Angabe eines armen Bergmann's jedoch konnte nie zur Sage noch Mythe sich ge-

stalten und als solche sich unter dem Volke verbreiten.

Gustav: Gleichwohl scheint mir für eine Bereicherung durch Perchtha der Bergmann gerade die geeignete Person gewesen zu seyn. Der Schiffer im Altar wie der Wagnermeister aus Colba, und so viele andre Personen in den ähnlichen Sagen, gehen bei derselben Bemühung um Perchtha getäuscht, wenn auch nicht ganz leer aus. Der Bergmann hingegen weiß, vermöge seiner Beschäftigung mit den Schäzzen der Unterwelt, den Werth einer Perchthengabe besser zu würdigen. Gerade er ist es, der von Perchtha's Art und Weise zu beschenken bereits Kunde erlangt hat.

Georg; Aber bedenkt doch, Freunde! der Aerndtewagen und Perchtha die ehemalige Schutzgottheit des Ackerbaues im Conflickt mit einem Bergmanne — wer lößt mir dies Räthsel, wenn wir hier eine Volkssage annehmen wollen?

Theodor: Haben wir es mit einer Sage zu thun, dann dürfte ich nicht der zu großen Spitzfindigkeit beschuldigt werden, wenn ich die Ansicht aufstelle: es spreche sich darin die Erfahrung aus, daß

das Getraide versilbert, in Gold umgewandelt werden könne, und der Ackerbau durch Umsatz des Erbauten Schätze gewähre. Perchtha, als Vertreterin des Ackerbaues, bringt dem Bergmanne, der das Geld zum Umsatz ihrer Güter aus dem Schooß der Erde gräbt und dem es an Mehl zum Brod für die Seinigen gebricht, Nahrung und Lohn; doch sind es immer nur die abgefallenen Spähne. — So stehen Ackerbau und Bergbau, Perchtha und der Bergknappe, in einem entsprechenden Verhältniß hier zu einander.

Georg: Und so setze ich diese Gabe hinsichtlich ihres Alters auch unbedenklich der Sage von dem Wagnermeister aus Colba an die Seite, über Perchtha in den Spinnstuben und das Kind mit dem Thränenkruge hinaus.

Agathe: Ich aber versetze mich mit ganzer Seele hinein in die Wochenstube zu Könitz, sehe im Geiste zu, wie der eingetretene Vater eine Hand voll Goldes um die andere aus seinen Taschen zieht, wie bei jedem neuen Zuge, den der selbst freudig Ueberraschte thut, das bekümmerte Gesicht der armen Wöchnerin sich aufklärt, das Jubelgeschrei der Kinder sich erneu-

ert und verstärkt, und kann versichern, diese Scene ist eines Besuches werth.

Aimar: Noch ein Wort, bevor unser Censor diesen voreiligen Abschluß sanctionirt! Der Annahme, daß das Mitgetheilte ungemischte Sage sey, widerspricht geradezu ein ächter Zug der Mythe drin, der Umstand, daß die Betheilichten auf einem Kreuzwege sich treffen. Zum ersten Male finden wir damit einen Punkt berührt, auf den sich tausend interessante Mittheilungen aus dem Munde des Volkes beziehen.

Anna: Ich ahne hier Wunderherrliches. Ist es nicht so, diese Mythen vom Kreuzweg binden an die Ansicht zweier sich durchschneidender Wege sinnig die Erinnerung an die Gestalt des Kreuzes? Dann stehen sie fürwahr den schönsten Gleichnissen im neuen Testamente nicht nach. So vielfach ein solcher Kreuzweg vorkommt, so oftmals sollte der Gedanke an den Gekreuzigten und seine Liebe sich im Herzen der Menschen erneuern und zum Gebete drängen. Diese eine Mythe söhnt mit vielen Priestermachinationen aus, und ihre Bedeutung soll mir vor Augen schweben so oft ich künftig einen solchen Weg betrete.

Anton: Leider nur hat der Mensch in seinem Wahn den traurigsten Aberglauben daran gebunden. Statt des Göttlichen zu gedenken, werden am Kreuzwege Freikugeln gegossen, die Dirne forscht dort nach ihrem Liebhaber, der Neugierige horcht und sucht Aufschluß an jener Stelle über dasjenige, was sich im nächsten Jahre ereignen werde. Ja gerade die heiligen Nächte wurden gemisbraucht und werden es zum Theil noch jetzt, um solche Wege, da wo sie die Gestalt eines Kreuzes bilden, durch Zauberei und Teufelsspuck aller Art zu entweihen, so daß mir graußt, wenn ich des Nachts auf einen Kreuzweg stoße, im Bedenken, wie Grausiges man dort getrieben haben mag.

Theodor: Ein wahrer Advocatus Diaboli, unser Anton! er weiß jeder Beseeligung sich zu widersetzen, und dem schönsten Genusse einen infernalischen Beigeschmack zuzumischen; doch wird hoffentlich auch hier, wie dort in der römischen Curie, seine Wirksamkeit nur als hebende Folie zu betrachten seyn, und sein Widerspruch zur Verherrlichung des zu Feiernden dienen. Auch dem nächtlichen Treiben der Menschen an den Kreuzwegen, das Anton Teufelsspuck betitelt,

liegt immer die Vorstellung zum Grunde, daß solch eine Stätte heilig sey, das christliche Element dort über das heidnische siege, und kein Unhold daselbst irgend Macht über den Menschen üben könne. Darum sucht jedes dort Befriedigung seiner Bedürfnisse, die es vermöge seiner Eigenthümlichkeit zu hegen, Erfüllung des Glückes, das es eben zu fassen vermag. Der junge Bursch so wie das heirathlustige Mädchen hoffen den ersehnten Gegenstand zu sehen, der Bedrängte sucht an der geweiheten Stätte den Schleier der Zukunft sich zu lüften, und wenn der Frevler sogar sich frei dort von den bösen Gewalten zu erhalten meint, in deren Geist er Unheil zu verüben gedenkt, so werden sich, wenn mich nicht alles täuscht, auch Mythensagen auffinden lassen, nach welchen die edelsten Gefühle der Seele in der Bedrängniß dort am Kreuzweg Zuflucht suchen.

Gustav: Genug der vorläufigen Besprechung darüber! Durch Aimars Bemerkung belehrt scheiden wir von Anna's Gabe unter der Anerkennung, daß auch sie mit einer Mythe verschwistert sey, und das von Georg angegebene Alter wohl nicht erreiche; dafür aber die Aussicht auf einen neuen

Sagenkreis uns öffne, der gewiß volle Berücksichtigung verdient.

Agathe: Als letzte in der Reihe meiner Schwestern muß ich bringen, was mir eben übrig bleibt, doch sage ich feierlich zuvor mich loß von jedem Mitgefühl daran, von irgend einer Vorliebe für diese Sage, zu deren Vortrag ein neckisches Geschick gerade mich verpflichtet.

Perchtha u. die Leute aus Jüdewein.

Bis spät in die Nacht saßen zwei Bauern aus Jüdewein im Wirthshause zu Köstiz beim Bierkruge. Als sie keine Anstalt zum Aufbruche machten, bemerkte der sich schläfrig fühlende Wirth, daß heute gerad' Perchthenabend sey. — „Sind wir doch zu „zwei,“ — ist ihre Antwort, sie trinken noch ein Stübchen aus und machen wohlgemuth sich endlich auf den Weg. Doch waren sie noch nicht weit gegangen,

da kommt Perchtha auf einem Wagen hergefahren und ruft die Beiden, die furchtsam freundlich grüßen, an: sie sollen einen Pflock ihr in die Wagendeichsel machen. — „Warum das nicht? ich habe nur kein „Messer bei der Hand," — spricht der Eine. — „Ei, „das Messer hätte ich wohl," — versetzte der Andre — „wo aber nimmt man Holz her so tief in „der Nacht?" — Mit Holz hilft jedoch Perchtha aus. Nun schnitzt der Bauer, der das Messer hatte, daß ihm der Schweiß von der Stirne läuft; der Pflock wird eingepaßt, und der hilffertige Mann trägt einige Geldstücke im Schuh als Lohn nach Hause.

Gustav: Vieles hat diese Sage mit der vorigen gemein, doch ist sie augenscheinlich von ihrem Pflegevater, dem Volke, ganz anders behandelt worden und ihrem Charakter getreu durchgeführt. Dort Armuth bei Thätigkeit, hier sorgloses Wohlbehagen. Entsetzen ergreift den Bergmann bei Perchthas Erscheinen, hier äußert sich bloß gutmüthige Betroffenheit in dem Gefühl, daß sie selbander sind, ja sie gehen in ein ziemlich vertrauliches Gespräch mit Perchtha ein. Der verschmitzte Bergmann weiß

nach bestandnem Schrecken Perchthas Begegnen zu benutzen und wird reich, hingegen die nichts bedenkenden Biergäste müßen zufrieden seyn mit dem, was ihnen gleichsam durch Zufall zu Theil wird.

Theodor: Es ist ein humoristisch gehaltenes Seitenstück zu der ernsten und fast moralischen Richtung in der vorigen Sage.

Elsbeth: Auch Perchtha erscheint ganz anders. Dort zeigt sie Mitgefühl, Theilnahme an des armen Bergmannes Geschick, hier dagegen kommt die großartige Frau herrisch, auf dem Wagen stehend, daher gerasselt, benutzt die sich ihr darbietende Hilfe, nimmt aber keine weitere Notiz von den beiden lustigen Brüdern, ja nicht einmal sich die Mühe, ihnen ihre Spähne anzubieten, weil jene in ihrer geistigen Beschränktheit doch nicht Lohn und Gold darin erkennen würden.

Agathe: Wie läßt sich aber erklären, daß gerade der Bauer von der Schutzgottheit des Ackerbaues so gering bedacht wird?

Aimar: Aus dem Umstand, daß der Landbebauer in jenen Zeiten — es waren bereits christliche — leibeigen war, und in dieser Lage, bei einer

herrischen Behandlung, wohl mit dem Abfall weniger, gleichsam zugeworfener Spähne von Perchthas Ackerapparate zufrieden seyn mußte.

Anton: Wozu diese Spitzfindigkeiten? eine mythische Belehrung durch Priestermund reicht zur Erklärung aus. Von Lohn konnte nicht die Rede seyn für diese Beiden, die auf keinem Berufswege sich befanden, wie der Wagner, der Schiffer und der Bergmann, und dennoch ist die Ermunterung darein gelegt, bei jeder Gelegenheit sich hilffertig zu beweisen. Ich könnte mich wahrhaft über diese Erziehungsmethode freuen, wenn das Gute nicht in dem leidigen Aberglauben sich spiegelte.

Margarith: Daß wir nicht Eines über dem Andern vergessen, wo sind denn unsre kleinen Freunde, die Heimchen, hingekommen? Hat denn niemand auf die Kleinen Acht gehabt? Wir haben sie seit einiger Zeit unvermerkt aus den Augen verloren.

Georg: Sie fehlten Perchtha bereits bei ihrer Aufsicht über die Rockenstuben; noch auffallender ist ihr Wegbleiben in den beiden letzten Sagen. Wir sind vermuthlich rasch vorwärts in der Zeit mit Perchtha geschritten, und müßten, um sie wieder

zu finden, umkehren, wenn nicht ein freundliches Geschick uns ihnen anderswo wieder begegnen läßt.

Gustav: Noch einmal laßt mich, bevor wir von unsrer Perchtha scheiden, einen musternden Rückblick auf sie und ihre kleinen Unterthanen werfen. Sie bildet unverkennbar eine vielfach wichtige Figur in der Vorzeit, was durch die Menge von Sagen, die sich über sie vorfinden, zur Genüge belegt wird. Früher noch als sie selbst treten die Heimchen, ihre nachmaligen Unterthanen auf, hausen unter der Erde in ihrem eignen Reiche, und stellen die personificirten Kräfte der Natur dar, die wohl auch zuweilen die Menschen necken. Dies die erste Periode meiner Zeitrechnung. Darnach tritt Perchtha auf; die Menschen haben sich erhoben zum Glauben an eine Schutzgottheit des ihnen wichtig gewordenen Ackerbaues und sind ganz vertraut mit den Heimchen, als den Kräften und Wirkungen der Natur, geworden, welche wir in Perchthas Dienst getreten wiederfinden. — Das Christenthum wird eingeführt und Perchtha sammt ihren dienstbaren Geistern aus den Stätten, wo sie verehrt worden war, vertrieben. Hei-

mathlos irrt sie im Lande umher, läßt jedoch fortwährend da und dort ihr Acker- und Wirthschaftsgeräth verbessern. — Hierauf kommt die Zeit, worin sie zu der Erreichung ihrem Verhältniß zum Landbau ganz fremdartiger Zwecke sich misbrauchen lassen muß, die Zeit der Mythe. Perchtha verliert die Heimchen und wird dagegen zur Beherrscherin der ungetauft verstorbenen Kinder erklärt. — Zuletzt wird ein wahrer Dämon aus ihr gemacht, der, ein Werkzeug der Priesterpolizei, über die Beobachtung der Fasten-Gesetze wachen muß, und den Sündern dawider sogar handgreiflich zu Leibe geht. Doch liefert Furcht und Entsetzen, das Perchtha in der letztern Periode erregte, Zeugniß, so gut wie Achtung und Verehrung, die sie früher genoß, von dem großen Ansehn, worin sie unter unsern alten Hermunduren gestanden haben mag.

Theodor: Solch' ein belehrender Ueberblick ergiebt sich nur aus der Zusammenstellung vieler Volkssagen über einen und denselben Gegenstand. Ich schlage daher vor, daß wir — nach dem sprüchwörtlichen Ausdrucke — nun bei der Stange bleiben und an den Sagenkreis von Perchtha, soviel uns Muse

noch dafür gestattet ist, die verwandt scheinenden Volkssagen über die Holz = oder Moosweibchen, auch wohl der Futtermännchen reihen. Stoff wird sich hinreichend finden, um jedem Glied unsers Vereins etwa ein eigenthümliches Stück zum Vortrage darzubieten. Ich selbst will gern damit den Anfang machen.

Anton: Der Himmel gebe nur daß wir nicht aus dem Regen in die Traufe des Aberglaubens gerathen.

Das
Waldweibchen
im
Bauernhause zu Wilhelmsdorf.

Eine geraume Zeit her hatte sich ein Waldweibchen bei einer Bauersfrau zu Wilhelmsdorf eingethan. Die Frau ließ es sich gefallen, denn das niedliche Wesen war behilflich überall wo etwas zu verrichten war, so daß schier eine Magd erspart werden konnte.

Wachte die Bäuerin früh morgens auf so war bereits die Stube ausgekehrt, Tisch und Bänke blank gescheuert, Teller, Töpfe und Schüsseln standen rein gewaschen in dem Topfbret aufgereihet. Wollte die Frau ihr Vieh füttern, so fand sie wohl das Futter schon zurecht gemacht und aufgebrüht. Auf den Wiesen gieng das Wenden von Heu und Grummet, auf dem Felde das Aufbinden des geschnittenen Getraides, so flink von der Hand wenn die kleine Waldfrau mit zugriff, daß die Aerndte gerade in dieser Wirthschaft immer am ersten in die Scheune gebracht wurde. Und hatte das Waldweibchen auf diese Weise sein Tagewerk verrichtet, so nahm es abends dafür den ersten Platz hinter dem Ofen ein, und gab der Bauernfamilie von dort aus gute Lehren und Rathschläge so lange und wiederholt bis die Hausgenossen seine Worte auswendig hersagen konnten. Vor allem andern aber am liebsten beschäftigte sich das fremdartige Ding vor dem Ofen. Gab es dort zu thun, so trug es Brennholz zu, unterhielt das Feuer, schob und hob die Töpfe, zog die Krücke wenn es zum Brodbacken kam, und lief und zeigte an, wenn alles dazu bereit und fertig war.

Dies Alles war der Bauersfrau ganz recht, nur Eines auch verdrüßlich. Sobald die Frau den Rücken wendete war der Kochtopf, und zwar der Klostopf vor allen andern Töpfen, wohl bis zur Hälfte ausgeleert; auch lauerte sie vergebens auf Beistand, wenn die gebackenen Brode aus dem Ofen genommen und an Ort und Stelle gebracht werden sollten. Das Waldweibchen hockte dann in irgend einem Winkel und ließ bereits ein frischgebackenes Brod sich schmecken. Oft schon hatte sie darüber ihr dienstbares Weibchen ausgeschmält; was half es? die Brode wie die Klöse wurden von dem Appetit der Kleinen nach wie vor gezehntet. Da kam der Wilhelmsdorfer Frau ein Sprüchlein in den Sinn, das als gute Lehre ihr oftmals von dem Weibchen vorgesagt worden war; es lautete:

„Pip kein Brod,
„Schäl keinen Baum,
„Erzähl keinen Traum,
„Back keinen Kümmel in's Brod,
„So hilft dir Gott in aller Noth.“

Sie dachte; ei, hörst du nicht auf mich, so mag ich auch von deinem Rath nichts wissen, und

ihm zum Possen buck sie das nächste Mal nun Kümmel in die Brode, und pipte sie richtig von dem ersten an bis zur vollen Mandel fort.

Besser sie hätte es nicht gethan! denn als das Waldweibchen von dem neuen Brode gekostet hatte, lief es unwillig aus dem Hause fort in seinen Wald zurück, und schrie mit kreischender Stimme:

„Sie haben mir gebacken Kümmelbrod,
„Das bringt diesem Hause lauter Noth.“

Es traf ein. Jene Wilhelmsdorfer Familie kam von ihrem Wohlstande von jener Zeit an sichtlich herunter, bis es zuletzt ihr an Broden mit Kümmel und ohne Kümmel gebrach.

Anton: Eine schöne Bescheerung! hatten wir uns zeither doch noch ziemlich rückenfrei erhalten, so kehrt der Spuck jetzt sogar in den Häusern ein, und benimmt sich ganz vertraut mit ihren Bewohnern; und kam in den frühern Sagen doch bisweilen noch ein hübsches Mädchen zum Vorschein, oder ein kecker Bursche, so haben wir, wie es scheint,

von nun an es einzig mit alten Weibern nur zu thun.

Margarith: Etwas ganz Neuartiges und Eigenthümliches scheint uns wirklich hier auf unsrer Sagenjagd aufzustoßen. Ich bin neugierig zu erfahren, was für Wesen wir eigentlich in diesen Waldweibchen eingefangen haben.

Theodor: Die Erzählungen unsrer Landbewohner stimmen darin überein, daß diese Wald- oder Moosweibchen noch vor kaum hundert Jahren in dichten Wäldern wohnten, besonders in den Holzungen des Saalufers. Sie waren in Moos gekleidet, von Ansehen alt und grau, und gehörten in das Geschlecht der Zwerge, so viel sie auch an Größe die Heimchen noch übertrafen. Oftmals kamen sie aus den Waldungen hervor und nisteten sich in den Häusern und Gehöften der Bauern ein; wurden von diesen bald als Gehilfen bei ihren häuslichen Verrichtungen gern gesehen, bald auch wegen ihrer Naschhaftigkeit lästig befunden. Die Sagen, die man über sie vernimt, beziehen sich nächst einem Verhältniße, worin sie zu den Menschen standen, auch auf ein zweites Verhältniß zu dem wilden Jä-

ger. Berathend und hilfreich, dabei aber schüchtern und reitzbar, neckten sie gleichwohl gern; bewiesen sich gutmüthig dem Landmanne zugethan, so lange er sie pflegte, sich ihrer Hilfleistung bediente und ihren Rath befolgte, geriethen aber auch leicht in Zorn gegen denjenigen, der ihre Gabe verschmähete und wußten den Undankbaren zu bestrafen, und bei großen Schätzen, über die sie verfügen konnten, befanden sie sich doch einer immerwährenden Verfolgung und Lebensgefahr ausgesetzt.

Anton: Halt, es wird mir Licht! ich hoffe den Punkt gefunden zu haben, wo diese neue Art von Aberglauben sich anknüpft an die wirkliche Geschichte. Ich versetze den Ursprung desselben in jene Zeit, worin christlich-germanische Stämme aus Thüringen und Franken hereinbrachen, und den slavischen Völkerstamm der Sorbenwenden aus der hiesigen Gegend verdrängten. Ein Theil des besiegten Volkes verbarg sich in den dichten Waldungen der Saalgebirge, in der Hoffnung, daß eine günstige Veränderung der Umstände noch für sie eintreten könne. Diese Ueberbleibsel der verdrängten Sorben kamen dann zuweilen, von Noth getrieben, aus den Wäldern hervor und unterzogen sich

gegen Beköstigung kleinen Dienstleistungen bei den neu angesiedelten Landbewohnern, bis sie zuletzt, als jede Aussicht auf eine Restauration für sie verschwunden war, ihren früher ausgewanderten Landsleuten nachzogen.

Georg: Dies ist die Hypothese, welche Dr. Jul. Schmidt *) aufstellt und zu vertreten sucht, denn auch in seiner Gegend sind die Sagen von den Waldweibchen wohl bekannt. Nur habe ich allerlei Bedenken, die mich von der Zustimmung zu seiner Ansicht zurückhalten. Das eine lautet, es ist kein Zeugniß aufzustellen, daß die Sorbenwenden ein so ganz, oder auch nur ähnlich kleiner Menschenstamm gewesen seyen, wie die Waldweibchen uns geschildert werden; ein zweites spricht sich dahin aus, daß die Kämpfe der Thüringer und Franken mit den Sorbenwenden, wenn diese Kämpfe irgend bedeutend waren, in eine weit frühere Zeit zu versetzen seyn dürften; ein drittes Bedenken endlich lehnt sich gegen jedes gewaltsame Aufdrängen des Christenthums in unserem Umkreis auf, insofern die späte Verbrei-

*) S. Topographie der Pflege Reichenfels. Lpz. b. Wienbrack 1827.

tung desselben und die darauf sich beziehende Sage auf eine allmählige, durch Belehrung bewirkte Einführung hindeutet.

Anton: Es ist der Geist des Widerspruchs der aus dir redet. Erblickt die Sage der dortigen Gegend doch unverkennbar ein armes verwünschtes Menschengeschlecht in diesen Zwergen, und führet sie an Kleidung und in Sitten auch so ziemlich menschlich ein. Sie besaßen Kunstfertigkeiten nebst einem kräftigen Freiheitsgefühl, und würden, wenn sie für Geister gehalten worden wären, gewiß von den Bewohnern unsrer Gegend mit größerer Scheu betrachtet und behandelt worden seyn. Auch weise ich euch Sagengläubige, um mit euern eignen Waffen euch zu schlagen, auf die Sagen von den Wehmüttern hin, die des Nachts zu kreisenden Weibern geholt wurden, so wie von Braupfannen, welche man hier und da an geheimen Stellen geborgt erhielt. Lauter Angaben, die deine Bedenken zu entkräften geeignet sind. — Sage doch an, du bedenkenvoller Mann, was gedenkst du in deinem Sinn Anderes aus diesen Waldweibchen zu machen?

Georg: Gemach, Herr Bruder! Wenn ich

auch zugebe, daß sich viel zur Vertheidigung deiner Hypothese anführen läßt und du nicht geradezu in die Luft streichest, so dürften doch einestheils die von dir angeführten Sagen sich auch wohl noch in andrer Weise und aus sich selbst erklären lassen. Wenn du ferner, vermöge deiner Behauptung, das von Theodor Mitgetheilte für eine reine Sage erklärst, die auf Erinnerung sich gründe, so bemerke ich dagegen, daß die Zeit derartiger Sagen, wenigstens für unsre Gegend, ziemlich vorüber ist mit dem Erscheinen der Waldweibchen. Wie nun, wenn wir mit Priestermythe es zu thun hätten?

Agathe: Ja! diese kleinen Wesen kommen mir nach der vorhin gegebenen Schilderung auch gar nicht mehr so fremdartig und unbekannt vor. Fast könnte ich glauben, es seyen unsre lieben Heimchen. die im Laufe der Zeiten so herangewachsen wären.

Theodor: Ich trage kein Bedenken in diese Bemerkung einzugehen. Die Phantasie des Landmannes in diesen spätern Zeiten konnte sich nicht mehr zum Glauben an die Größe der Riesen noch an die Niedlichkeit der Heimchen erheben. Es gestaltete sich alles in seinen Vorstellungen minder phantastisch und

menschlich = nüchtern; und so mögen bei ihm aus den schüchternen und neckenden, kunstfertigen und hilfreichen Heimchen, die mit denselben Eigenthümlichkeiten begabten, zwergartigen Waldweibchen erwachsen seyn. Wahrscheinlich haben auch die geistlichen Seelsorger unserer Vorfahren ihre Rolle dabei mitgespielt. Was konnte diesen Männern erwünschter seyn, als daß die Erinnerungen der Landesbewohner an die ehemaligen heidnischen Verhältnisse sich dermaßen umgestalten und indifferent bilden ließen, daß der hemmende Einfluß davon auf ihre Bemühungen sich mehr und mehr verlor. Ja, für Wirthschaft und Hauswesen erzogen boten diese kleinen Geisterwesen sogar, ein nicht zu verachtendes Mittel dar, um auf das alltägliche Leben und Verhalten ihrer Pflegbefohlnen bessernd einzuwirken.

Elsbeth: Eben fällt mir ein, daß man an dem jenseitigen Ufer der Saale von einer Buschgroßmutter und ihren Moosfräuleins erzählt. Da hätten wir ja offenbar die Heimchen sammt Perchtha ihrer Königin.

Margarith: Am besten wohl wir wenden uns von diesen vorläufigen Besprechungen zur in=

dividuellen Sage, die uns mitgetheilt worden ist. Ihre nähere Betrachtung wird vielleicht zur Aufhellung der obwaltenden Dunkelheiten beitragen.

Gustav: So sey es! und ich bemerke sogleich, daß ich an dieser Sage den Bildner einer Mythe erkenne, die Hand des Maschinisten zu erblicken glaube, in den guten Lehren und Rathschlägen, die das zu Wilhelmsdorf heimisch gewordene Waldweibchen ertheilt. Diese Neigung zu belehren ist den frühern Heimchen ganz fremd, auch möchte schwerlich der Landmann von selbst darauf gekommen seyn, den derartigen kleinen Hausgenossen ein solches Mentorgewicht beizulegen.

Agathe: Doch das belehrende Verschen klingt mir ganz wie ein der Deutung erst noch bedürfendes Orakel.

Gustav: Diese Deutung wird sich ergeben, wenn wir die damals im Schwange gehenden Zaubereien ins Auge fassen; und theilen wir fünf Männer uns in die Erklärung des vierfach im Verse enthaltenen Verbotes nebst der daran gehängten Verheissung, so werden sich hoffentlich die scheinbaren Schwierigkeiten um so leichter überwinden lassen. — Das

Brod pipen ist ein alter Ausdruck für eine Bezeichnung des Brodes durch Eindrücke mit der Fingerspitze bevor es zum Backen in den Ofen gebracht wurde, wie ein solcher Gebrauch sich noch jetzt hier und da auffinden läßt, ohne daß man weiß, warum man es thut. Soviel glaube ich behaupten zu können, daß unsre Vorfahren sich dadurch vor Entwendung der Brode zu sichern meinten, und es eine zauberartige Sitte war, die sich noch aus heidnischer Zeit erhalten hatte. Von gepipten Broden vermochte z. B. das Waldweibchen nichts heimlich wegzunehmen, an so gefeieter Speise hatte kein guter noch böser Hausgeist Theil. Pip kein Brod drückt demnach das Verbot aus gegen solche Zauberei. In Folge davon machen die Weiber in der Umgegend nun das christliche Zeichen des Kreuzes über den gekneteten Teig, pipen aber gleichwohl fortwährend in heidnischer Sitte die ausgewerkten Brode.

Georg: Schäl keinen Baum lautet die Aufgabe, deren Lösung mir anheim fällt, der ich jedoch nicht werde genügen können. Fern liegt mir zwar der Gedanke in jenen Worten das Verbot eines Baumfrevels im Sinne unsrer Zeiten zu suchen,

aber ich habe auch überhaupt keine Kenntniß von dieser Neigung unserer Vorfahren Bäume zu schälen, die hier gerügt wird. Vorhanden muß sie indeß gewesen seyn, und ich vermuthe, nach Gustav's Andeutung, eine Art heidnischer Zauberei in diesem Baumschälen und Baumdriben (umdrehen) um so mehr, da sich die Andeutung davon in andern derartigen Sagen wiederholt, obgleich ich keine nähere Auskunft darüber zu ertheilen vermag.

Anton: Erzähl keinen Traum — diese Worte schließen meines Bedünkens das Verbot der Traumdeutereien in sich, das schon unter Carl dem Großen gegeben worden war, zeitgemäß und volkthümlich wiederholt. Die alten Deutschen hielten, noch als sie lange bereits zum Christenthum sich bekehrt hatten, jeden Traum für bedeutungsvoll, quälten sich mit seiner Auslegung ab und ließen sich in Beachtung derselben so manche Thorheit zu Schulden kommen. Am kürzesten war dem damit getriebenen Unfug gesteuert, wenn das unsern Vorfahren befreundete Waldweibchen den Rath gab: behalte dergleichen bei dir, erzähle gar keinen Traum.

Theodor: Das Schwierigste unter diesen vier kirchlichen Verboten scheint zur Erklärung für mich

übrig geblieben zu seyn, die Worte: back keinen Kümmel in's Brod. Ich will nur andeuten, daß Kümmel unter diejenigen Kräuter und Gewächse gezählt wurde, mittelst deren man sich in frühern Zeiten von der Einwirkung geisterartiger Wesen frei zu erhalten suchte. Darunter gehörte Till, Baldrian, Tharand und Dosten.

„Hättest du nicht Dosten und Baldrian,
„So sollte das Gesicht auf dem Rücken dir stahn,“

sagte der Wassernix als er eine Wehfrau wieder aus seinem Bereich entlassen mußte.

„Hättest du nicht Tharand und Dosten, Kümmel und Tillen,
„So wollte ich wohl dir das Bier helfen füllen,“

drohete ein andersartiger Geist einer Frau, die als Wöchnerin Bier in dem Keller auffüllte. Es wurde demnach gleichfalls eine Art Zauberei mit dergleichen Kräutern und Gewürzen getrieben, wahrscheinlich auch mittelst des Backens von Kümmel in die Brode, und dem sollte gesteuert werden durch jenes Verbot.

Aimar: Sehr naiv, daß man die vier gegebenen Verbote gegen Zauberei gerade dem Waldweibchen, diesem selbst zauberartigen Wesen, in den Mund ge-

legt hat. Naiv schön ist aber besonders der Schluß. Das heidnisch fromme Weibchen sagt von diesen vier Verboten: thust du darnach, so hilft dir Gott in aller Noth. Wer hätte diese Verheissung, der Gottesfurcht durch ein Moos= oder Holzweibchen erwartet? Sie verbürgt uns übrigens, daß wir mit unsern Sagen in einer christlichen Zeit stehen, worin die Bekämpfung des aus heidnischen Ansichten übrig gebliebenen Glaubens für die Hauptsumma alles Strebens erachtet wurde, so wie, daß jene geisterartigen Hausgenossen des Landmannes gewissermaßen aus dem Heidenthume emanzipirt und als gute Hilfsmittel zu einer christlichen Erziehung anerkannt worden waren.

Elsbeth: Durch diese aufgefundene Uebereinstimmung der von dem Wilhelmsdorfer Waldweibchen gegebenen Belehrungen sehe ich mich schon im Voraus widerlegt. Außerdem wäre ich der Meinung, das Pipen bezeichne ein ängstliches Zählen der Brode und das Verbot dagegen eine Warnung vor zu genauem Huushalt, vor Verletzung der unsern Vorfahren so eigenthümlichen Gastfreundschaft. Mir ist ein Verschen bekannt, worin sich die Klage der Wald-

weibchen über eine solche Verletzung ausspricht, es lautet:

„Weit und breit
„Wo die Weiber ihre Brode in den Ofen
„Ihre Klöse in die Töpfe zählen,
„Da ist für uns keine gute Zeit,“

Gustav: Die Klage über Ungastlichkeit ist in diesen Worten nicht zu verkennen, doch unser Waldweibchen zu Wilhelmsdorf beschwert sich nicht über das Zählen der Brode sondern über das Backen von Kümmel darein. Beides Verfahren mag statt gefunden haben, das Pipen aber allerdings von dem Zählen zu unterscheiden seyn; denn nicht in Undank noch Ungastlichkeit liegt hier die Schuld, in deren Folge jene Hauswirthschaft zu Grunde gieng, sondern in der Zauberei, die darin getrieben wurde. Dies ist meine Ansicht, so lange sie nicht durch mehr Gegenzeugnisse in aufgefundenen Volkssagen widerlegt wird.

Anna: Wir haben also von jetzt an es mit einer Art von befreundeten Wald- und Hausgeistern zu thun, die auf die christliche Entwickelung der ehemaligen Bewohner dieser Gegend einwirkten, und uns die Stufe der Bildung, worauf diese Leute standen,

andeuten werden. Ein schlimmes Zeichen freilich, daß gleich in der ersten Sage, der gute Rath, den solch ein Holzweibchen ertheilt, verachtet wird, und die Frau zu Wilhelmsdorf in Ausübung des Verbotenen sich vorsätzlich an der Rathgeberin selbst versündigt.

Margarith: Das Eine möchte ich noch wissen, inwiefern die Sagen von den Waldweibchen von uns zu betrachten seyen als reine Sagen, die auf Erinnerung sich gründen, als Mythen, oder als aus der Phantasie des Volkes gebildete Erzählungen?

Georg: Sey es mir erlaubt in Beantwortung dieser Frage noch ein Mal auf Perchtha zurück zu weisen. Sie selbst so wie die Heimchen sind an sich Erinnerungen des Volkes aus heidnischer Vorzeit. Zur Mythe gehört, daß Perchtha die Rockenstuben untersucht, und an die Stelle der Heimchen ungetauft verstorbene Christenkinder treten. Was wir aber auf diese zweifache Grundlage gebaut finden, ist fast immer Erzeugniß einer eigenthümlichen Volksphantasie. Aehnlicherweise verhält es sich mit den Waldweibchen. Sie selbst haben ihr Daseyn theils der Erinnerung an die Heimchen, theils dem My-

thus zu verdanken. Die Belehrungen und Rathschläge, die sie geben, sind Priesterwort, aber aus dem Volke hervorgegangen erachte ich das Individuelle der vorliegenden, so wie jeder über diese Wesen noch zu erwartenden Sage.

Anton: Schließlich zu erwähnen, hat der Klostopf heut eine nicht unwichtige Rolle gespielt. Ich mache diese Bemerkung, die wenigstens in das wirkliche Leben eingreift, um das hohe Alter der Klöse, dieser Lieblingsspeise der Bewohner unsrer Gegend zu beweisen.

Anton brachte die Gabe zur nächsten gemeinschaftlichen Unterhaltung, er hatte sie überschrieben:

Das Waldweibchen mit dem zerbrochnen Schubkarren.

Am steilen Schmiedeberge, auf dem Wege der von Wilhelmsdorf hinab an die Saale in die Por-

tenschmiede führt, traf ein Bewohner jenes Dorfes ein Waldweibchen an, wehklagend, daß auf dem bösen Wege, sein kleiner Schubkarren, den es vor sich hin geschoben hatte, zerbrochen war. Dringend bat die kleine Holzbewohnerin den Ankömmling, ihr beizustehen, und das zerbrochne Rad so gut als möglich auszubessern. Ihrer los zu werden hieb der Wilhelmsdorfer mit der Axt, die er zu seinem Geschäfte bei sich führte, ein Bäumchen in dem Walde ab, und stellte das kleine Fuhrwerk zum Gebrauche her. Während dieser Arbeit stopfte das dankbare Waldweibchen alle abfallende Spähne ihrem Helfer ämsig in die Taschen seines Wammses. Doch ärgerlich über die Versäumniß, die er darob gehabt, riß der Mann all das unnütze Zeug, wie es ihm dünkte, wieder heraus und warf es verächtlich von sich. Ein einziger Spahn war von ihm unbemerkt in der Tasche geblieben, und als er des andern Tages das Wamms durchsuchte, war dieser zu einem harten Thaler geworden. Nun lief er zwar spornstreichs in den Wald zurück zur Stelle, wo gestern so reichlicher Tagelohn ausgefallen war, vergeblich jedoch war sein Bemühen, die Spähne wieder aufzufinden, die

er am vorigen Tage so verächtlich weggeworfen hatte.

Theodor: Sieh da! will unser Freund mit seiner Gabe uns mystifiziren? Das ist ja kein Waldweibchen, das ist Perchtha offenbar mit einem ihrer Attribute und in ihrer ganzen uns so wohl bekannt gewordenen Handlungsweise. Sie sey mir übrigens willkommen, denn diese Sage von ihr belegt meine Behauptung, daß die hehren und großartigen Gebilde früherer Volksphantasie in spätern Zeiten zusammenschrumpften zur bloß menschlichen Gestalt und sogar noch darunter. Hier ist die sonst so gefürchtete Perchtha zu einem ängstlich bittenden Waldweibchen herab gesunken.

Anton: Nehmt sie, da ihr in dem Bereiche solcher Spuckgeschichten mehr zu Hause seyd als ich, wofür ihr wollt. Ich. meines Theils, bin froh, daß ich der Verpflichtung, die ich mir unbesonnen hatte auflegen lassen, Genüge damit geleistet habe.

Georg: Auch dieß kaum ausreichend, guter Anton! denn das Vorgetragene bietet, nach solch

einer Wiedererkennungsscene, keinen Stoff zur fernern Unterhaltung dar.

Die Aufmerksamkeit der versammelten Männer und Frauen war am nächsten Tage auf Gustav gerichtet. Ihm kam der Vortrag zu, und ohne sich eines Vorwortes zu bedienen, theilte er folgende Sage mit.

Der
verschmähete Kuchen.

Die Eisengruben ist der Name einer einsam gelegenen Bergwand unfern des Fußsteiges, der von Wilhelmsdorf nach Dobian führt. Dort ackerte der Knecht eines Bauern aus dem erstern Orte. Mitten in seiner Arbeit vernahm er ganz in der Nähe, obgleich ihm niemand zu Gesicht kam, ein Gemunkel von Stimmen, das bei genauerem Aufhorchen dermaßen ihm deutlich und verständlich wurde:

„Na, Trude, flugs den Kehrbesen her!“

„Geduld! was eilt es euch denn sehr?“

„Will backen.“

„Back' heut eben so,

„Im Ofen brennt's schon lichterloh."

„Nun gar! was backt ihr denn für Kuchen?"

„Vorbacken,"

„und ich Käsekuchen."

So weit hatte der Knecht das Zwiegespräch mit angehört, da rief er vorlaut drein:

„Ei! habt ihr ausgebacken, bringt mir doch auch „von euerm Vorbacken und von euerm Käsekuchen."

Was geschieht? Der Bursch hält seine Mittagsruh, und als er weiter ackern will, liegen zwei große Kuchenstücke, eins Vorbacken, das andere Käsekuchen, auf seinem Ackerpflug. Ihm graut, er wirft das unheimliche Mahl herunter, doch ehe er es sich versieht immer auf's Neue ist das Ackergeräth damit belegt. Die Haare steigen ihm zu Berge, mit Abscheu schleudert er zuletzt die Kuchenstücke so weit von sich, als es in seinen Kräften steht. Nun bleibt zwar die verschmähte Gabe weg, doch der Knecht — er eilt nach Hause, erkrankt und stirbt.

Anna: Ein wahres Nachtstück. Das Grausenerregende liegt vornähmlich in der Unsichtbarkeit der geistigen Wesen, die in dieser Sage auf den Men-

schen einen bösen Einfluß üben. Dergleichen ist noch in keiner der bisherigen Volkssagen vorgekommen.

Anton: Mit dunkler Farbe haben die Geistlichen hier gemalt. Vorwitz und Lüsternheit erscheinen in ihrem Schreckgebilde als die vorherrschenden Fehler, die sie bekämpfen und unter der Gestalt des jungen Burschen ziemlich hart bestrafen.

Gustav: Ich finde in dem Ausgange der Sage nicht sowohl eine Bestrafung des Vorwitzes, und der Lüsternheit des Gaumes, als Strafe für die Verschmähung des freundlich Mitgetheilten, eine Warnung vor Verletzung der Rechte der Gastfreundschaft, die von unsern Altvordern sehr hoch geachtet wurden. Dieß war ein Gegenstand, der in jenen Zeiten sicher allgemeinen Anklang fand, so daß sich leicht eine Sage darüber unter dem Volke ausbildete.

Theodor: Dem stimme ich bei, und wenn sogar Anton einen Act der Gerechtigkeit in dem Tode dieses Knechtes anerkennt, — ihn weder an Erkältung noch an Alteration sterben läßt — so halte ich diese Sage für ein Seitenstück zur bekannten Geschichte jenes Frevlers in Utopien, der, als er nicht mehr von dem ihm Dargebotenen genießen wollte,

von den dortigen Verehrern der Gastfreundschaft für diese Verletzung ihrer Rechte halb tod geprügelt wurde.

Aimar: Scherze nicht, Freund! Es gereicht den damaligen Bewohnern dieses Gaues zur Ehre und bewährt Zartgefühl, daß sie hier so ernstlich strafen lassen. Die guten Waldweibchen bieten, fern von jedem Anspruch auf Dankbarkeit bei ihrer Unsichtbarkeit, auf den ersten Zuspruch darum, ihre Kuchenstücke dar, man könnte glauben, in der Hoffnung den Knecht nach gehaltener Mittagsruh damit zu überraschen. Wiederholt bringen sie die verschmähete Gabe zurück; — und der ungeschlachte Bursche nun, — erst so vorwitzig jetzt kleinmüthig und verzagt, ohne allen Gehalt — schleudert im argen Undank das Gut so weit von sich als es in seinen Kräften steht. Mich dauern die freundlichen Geberinnen, und ich behaupte, die Strafe war wohl verdient.

Georg: Die Sage ist alt und gut, der Ansicht bin auch ich. Für das Erstere zeugt die Unsichtbarkeit der Waldweibchen, und das Letztere ergiebt sich aus der streng moralischen Tendenz derselben.

Anna: Das launige Zwiegespräch zu Anfange läßt freilich nichts weniger als einen so ernsten Ausgang erwarten, und dieß mag den eigenthümlichen Eindruck, den er hervorbringt, bewirken.

Elsbeth: Warum aber sollen jene Geister gerade Waldweibchen gewesen seyn? In der Sage selbst ist nicht das Geringste darüber bemerkt.

Gustav: Ich nehme sie dafür, weil Schmidt *) die ähnliche Sage erzählt mit ausdrücklicher Angabe, daß es Waldweibchen gewesen seyen, und überhaupt in den biographischen Notizen über sie so Manches vorkommt, was neben der Dankbarkeit dieser wunderlichen Wesen auch auf heftigen Unwillen und Rache hinweiset, wenn sie Undank erfuhren.

In der Reihefolge der erzählenden Freunde lieferte Aimar:

Das Waldweibchen auf der Wagendeichsel.

Auf der südlichen Seite von Ranis, an dem sogenannten Brandholze, ist die Stelle zu suchen, wo

---

*) S. Topographie p. 144.

sich das Unerhörteste zugetragen haben soll, was je zu Ohren uns gekommen seyn mag. In jener Holzung trieb seit langer Zeit der wilde Jäger sein Wesen. Sein Jagdrecht erstreckte sich auch über die Wald- oder Moosweibchen, sie waren namentlich Gegenstand der hohen Jagd, und Berndieterichs Hunde trieben jedes derselben auf, in welchem Schlupfwinkel es sich immer versteckt haben mochte. In dieser Zeit der Drangsal, worin die Waldweibchen jener Gegend sich befanden, hatte Eins derselben mit einem Schaafknecht sich befreundet, der, nach Wöhlsdorf gehörig, jenem Walde zu gewöhnlich seine Heerde weidete, und in dessen Nähe seine bewegliche Hütte aufgestellt hatte. Oft klagte ihm das Weibchen ihre und ihres Volkes Noth und erzählte, wie nur die Holzstöcke, worauf, während der abgehauene Baum zur Erde gefallen, drei Kreuze in einem Zwickel eingehauen worden seyen, den verfolgten Kleinen eine Zufluchtsstätte darbieten könnten; da schnitt der Schaafknecht, von Mitleid bewogen, mit seinem Taschenmesser drei tiefe Kreuze in die Deichsel seiner Hütte ein, damit die kleine Bekannte darauf Ruhe finden möge. — Das Mittel half; sobald das Jagdgetöse sich im

Wald erhub, flüchtete nun die Waldbewohnerin heraus auf die schützende Deichsel, und beschenkte den Knecht, den sie fleißig stricken sah, in ihrem Dankgefühl dafür, mit einem Zwirnknaul, der — so versicherte sie ihm — niemals ein Ende nehmen werde, und wenn er auch Zeit seines Lebens davon stricke. Geraume Zeit gieng es damit nach Wunsch. Die Leute aus der Umgegend sahen es oft mit an und freuten sich darüber, wie das Waldweibchen auf der bekreuzten Deichsel ganz guter Dinge sich schaukelte und mit dem Schaafknecht freundlich besprach, der daneben saß und von dem ihm verehrten Zwirnknaul strikte. Endlich mochte aber doch der wilde Jäger dem kleinen Wesen auf die Fährte gekommen seyn; er stellte eine große Parforcejagd bei Nachtzeit an, und lappte die Schaafhütte zusammt dem Schaafknecht und Waldweibchen mit ein. Schrecklich war das Hussahrufen, das Gebell der Hunde und das Geschrei des aufgejagten Wildes, als das wüthige Heer heran kam. Die verfolgte Kleine hatte sich wie allemal auf ihre Deichsel geflüchtet, ihr Beschützer war vor Furcht und Grausen hineingekrochen in die Hütte. Krick, krack, gieng es draussen; ein Lärmen war,

als wenn alles zu Grunde gehen sollte. Als es Tag wird und der Knecht hervorkriecht, hilf Himmel! was sieht er? — Der wilde Jäger hatte, weil er das Waldweibchen nicht von den drei Kreuzen herunter bringen konnte, die ganze Wagendeichsel abgebrochen, und die Deichsel und das Weibchen darauf sitzend mit sich fortgenommen.

Von dem geschenkten Knaule strickte der Schaafknecht noch viele Jahre fort, und erzählte jedermann, wie er dazu gekommen war und was es für eine Bewandtniß damit hatte. Zuletzt stritt er darüber mit einem guten Bekannten, der nicht daran glauben wollte, und rief im Eifer aus: „Ei so wickle davon „los und behalte für dich soviel du willst, ich weiß „und sage dir, das nimmt kein Ende.“ Als der es that, war das Ende auch des Knauls mit einem Male da.

Margarith: Die Waldweibchen eine Jagdbeute des wilden Jägers? das klingt sonderbar, nachdem die Herren Geistlichen doch diese Wesen in Schutz und Dienst genommen haben.

Anton: Sehr sonderbar, und darum behaupte

ich noch ein Mal, daß diese Waldweibchen nichts anders als die sich flüchtenden Wenden sind; und der wilde Jäger, der mit seinem Gefolge sehr bezeichnend auch das wüthige Heer genannt wird, die sie verfolgenden Thüringer und Franken vorstellen soll. Jedoch man wird auch hierin mich widerlegen wollen.

Georg: Wenn du nicht zürnest, ja! und zwar ganz schlicht und recht. Das wüthige Heer ist in der Zeiten und aus der Mundart Wechsel entstanden, und war ursprünglich Hera, die deutsche Göttin der Jagd. Der wilde Jäger wurde erst später ihr beigesellt, — wie sein Name Stackelberg, Berndieterich, ꝛc. zur Gnüge andeutet — nach der Analogie, daß ein Heer auch einen Herzog und Anführer haben müsse. Daß die Waldweibchen zur hohen Jagd gehörten, lag in der Natur derselben, insofern sie Bewohner des Waldes waren, mochten sie auch immer untergeordneten Geistern zugezählt werden. Vielleicht auch suchten jene Priester mittelst dieser weit und breit bekannt gewordenen Mythe ein heilsames Gefühl des Unheimlichen dem Verhältniß zu den häuslich sich einnistenden Holzweibchen beizufügen.

Elsbeth: Nur erklärt mir dieß Alles nicht genug das Abbrechen der Deichsel und das Verderben des freundlichen Moosweibchens trotz der schützenden Kreuze, und unwiderstehlich drängt sich mir die Frage auf; was mag zur Bildung dieser Sage wohl unser Landvolk bewogen haben? denn hier ist keine Schuld zu bestrafen und nicht einmal eine scheinbare Ursache eines solchen tragischen Ausganges zu entdecken?

Aimar: Ja, wer mag die Phantasie fragen, warum thust du das, oder weshalb hast du mich nicht dabei zu Rathe gezogen? sie bildet und waltet frei nach ihrem Gelüste, wir müßen nehmen und — soviel wir können — genießen, was sie als Gabe uns darbietet.

Anton: Vielleicht giebt sie hier in dem Abbrechen der Deichsel und der drolligen Hinwegführung des Waldweibchens darauf nichts anders als einen derben Volkswitz; vielleicht auch wollte sie die überlieferte Mythe persifliren.

Gustav: Ohne dem geradezu widersprechen zu wollen, scheint mir doch auch die Weihe der Wagendeichsel nicht ausreichend gewesen zu seyn. Es

könnte demnach eine Warnung aus Priestermunde darin mitgetheilt liegen, daß man sich streng an die überlieferten Satzungen halten müsse.

Georg: Mythische Beigabe wenigstens läßt sich in dem heiligen Zeichen des Kreuzes und der Dreizahl desselben nicht verkennen. Beides hat sich in treuer Beobachtung fortgepflanzt bis auf unsre Zeiten. Drei Kreuze sind noch jetzt das Schutzmittel wider jeden dämonischen Einfluß. Sie macht die Kuhmagd zu Fastnacht und Walpurgis auf die Stallthüre, und schützt damit das ihr anvertraute Vieh vor dem Behexen. Drei Kreuze bildet die Wehfrau, so wie die zärtliche Mutter über die Wiege des neugebornen Kindes, um es vor Beschreien und Austausch mit einem Wechselbalge zu sichern. Das dreifache Kreuzeszeichen wendet der sogenannte kluge Mann an, wenn er das Blut stillt oder den Brand versöhnt; und mit ihm weihen die jetzt lebenden Weiber wie ihre Vorfahren früher durch Pipen und Kümmel ihren Brodteig ein. Kurz es ist unter unsern Dorfbewohnern das Haus und Universalmittel geworden wider allerlei wirkliche und geträumte Uebel.

Anna: O frevelt nicht an diesem Bilde der Versöhnung der Menschen mit ihrem Gott; wohl denen, durch deren ganzes Leben sich noch solch ein heiligendes Zeichen zieht! Es bringt Bedeutung in das Thun und Treiben der Alltäglichkeit, und hält das gläubige Gemüth empor über den Wirrungen des zeitlichen Geschicks. Entreißt dem Landmanne nur seinen Glauben daran, nennt diese Bezeichnungen Aberglauben, und der Renegat ist fertig. Ich meine, wir können uns kaum zartsinnig genug zu dergleichen sinnbildlichen Beziehungen auf Göttliches verhalten. Das geringste Aergerniß, hierin gegeben, zerreißt ein Band, welches das Sichtbare mit dem Unsichtbaren für den Dorfbewohner verbindet.

Theodor: So ist es, und nur in historischer Beziehung kann das Zeichen des Kreuzes hier zur Sprache kommen. Holzstöcke aber, welche damit zu Freistätten der Waldweibchen geweihet waren, habe ich vor wenigen Jahren selbst in den Waldungen des Saalufers noch gesehen, vornämlich an dem Tannenberge bei der Hungers- oder Hunnenburg, welche Gegend, mit Einschluß des der Ziza geweiheten Baches, der in dem Thal unten fließt, vorzüglich reich

an Waldweibchen, Erdmännchen und Wichteln gewesen seyn soll. Drei Kreuze mußten darauf in einem Zwickel oder Dreieck eingehauen worden seyn binnen der Zeit, bevor der gefällte Baum im Sturze mit seiner Spitze den Erdboden erreichte. Alte Bewohner der Gegend versichern, daß sie auf solchen Stöcken oftmals bei Nachtzeit dergleichen kleine Waldbewohnerinnen sitzen gesehen hätten.

Agathe: Sei es mein Geschäft, auch die zarten Züge anzudeuten, die in dieser Sage sich finden. Wohlthuend spricht schon das Moosweibchen an, das so freundlich sich benimt und so dankbar sich beweißt; zu meinem Liebling erwähle ich jedoch dießmal den gutmüthigen Schaafknecht darin, das erste Exemplar dieser Art, das uns aufgestoßen ist. Unaufgefordert, aus reinem Mitleid sucht er Hilfe zu leisten, und der endlose Zwirnknaul ist ein Lohn, der für die schöne Einfalt seines Herzens und Lebens nicht besser gewählt seyn konnte.

Elsbeth: Doch warum muß dieser Zwirnknaul zu Ende gehen, als sein Besitzer eben in voller Gutmüthigkeit die Kraft desselben erproben lassen will?

Aimar: Diese Folge wiederholt sich unter den

ähnlichen Umständen in sehr vielen Sagen. Eine solche Wundergabe wurde immer nur der gutmüthigen Einfalt zuertheilt und war bloß für das derartige Individuum geeignet. Sobald der mit solch einem Geschenke begabte Mensch aus seiner Sphäre heraustritt und mit Bewußtseyn handelt, davon mitzutheilen oder dem Ungläubigen des Geschenkes Kraft zu beweisen sucht, geht seine Wunderkraft verloren.

Theodor: Und diese tief psychologische Bemerkung scheint unserm Landvolke eigenthümlich anzugehören, denn wir finden selbige, ehe noch Christenpriester auf dasselbe einwirken konnten. Schon unter den Griechen und Römern war gleichfalls, und ist unter Indianern und Arabern noch jetzt, die Einfalt, der Wahnsinn, kurz der Mensch, der in Bewußtlosigkeit dahin lebt, divinationsfähig. Es lebe die Volkssage, die so manchen Lichtblick auf Dunkelheiten der innern und äußern Welt uns wirft!

Unter den Männern war nur Georg noch im Rückstand mit seiner Sage. Etwas befangen ergriff er das Wort und erklärte: Ein eigner Unstern scheint über meinen Bemühungen zu walten. Der Sagen-

stoff, den Theodor geliefert hatte, war, weil ich den Damen in der Wahl nicht vorgreifen wollte, als ich kam, bereits vergriffen. In der Verlegenheit darüber habe ich mich selbst auf die Sagenjagd begeben, doch das Glück ist mir nicht günstig gewesen. Ich will bloß mündlich referiren, was mir aufgestoßen ist, da ich, bei seinem geringen Gehalte, es der Aufzeichnung nicht werth gehalten habe. Nennt es eine Klage, was ich bringe, — es ist Klage über mein Geschick — nennt es wie ihr wollt, etwa

Die Todenklage eines Waldweibchens um sein Männchen.

„Das kann alles wahr seyn, ich will es nicht „bestreiten“ — sprach auf der Wilhelmsdorfer Flur ein junger Bauersmann sich aus, dem ich Einiges aus unsern letztern Sagen erzählte, um dadurch die Mittheilung einer derartig neuen von ihm heraus zu

locken, — „es mag schon seyn, hat doch mein Groß„vater noch dergleichen erlebt.“

Jetzt gilt es, denke ich, rücke auf den Mann los, der unter einem Baum so eben Halbabendbrod verzehrte, und bitte freundlich zudringend um nähere Auskunft über das großväterliche Ereigniß.

„Wie ich gesagt habe, Herr! mein Großvater „sitzt mit seinen Leuten an einem Winterabende um „den Tisch herum, und draußen ist stockdunkle Nacht. „Da macht etwas die Thüre auf, ein Waldweibel „tritt in die Stube, das ist ganz außer sich gewe„sen, hat seine Hände über dem Kopfe gerungen und „immer dabei gerufen: Hu, hu, der wilde Jäger „hat jetzt mein Männel tod geschossen, hu, hu! „Mein Großvater hat das Herz auf dem rechten „Flecke, er dreht sich um und spricht: Das muß „ja ein bitterböser Kerl seyn der wilde Jäger, was „hat dein armes Männel ihm denn gethan gehabt? „— Ja es thut sich was, — ist die Antwort da„rauf — an euch liegt die Schuld davon und über „uns geht es hinaus. So oft ein Mensch ein „Bäumchen auf dem Stamme driebt, so oft muß „eines von uns sterben. Um's Himmels willen thut

»es nur nicht wieder. Und dazu hat es immerfort »hu, hu, geschrieen und nicht geruht, bis alle in der »Stube es ihm versprochen und der Reihe nach die »Hand darauf gegeben haben.«

»Was heißt denn ein Bäumchen auf dem Stam»me drieben?« — warf ich fragend ein.

»Das ist« — erklärte der Bauer — »nichts an»ders, als es so lange umdrehn, bis Rinde und Bast »von dem Stamme abspringt.«

Hm, doch etwas — meinte ich — woran sich halten läßt.

»Damit war aber die Geschichte noch nicht aus,« — fuhr jener fort — »meine Großmutter denkt, das »arme, abgejagte Ding wird Hunger haben, und »setzt ihm eine Schüssel vor voll Sauerkraut; da hat »es gegessen, aber immer dazwischen hu, hu, ge»jammert, und ist zuletzt hinter den Ofen gekrochen.«

»Und wird am Morgen darauf Warmbier auch »mit getrunken haben?« — fügte ich persiflirend bei.

»Zum Warmbiertrinken ist es nicht gekommen, »denn als sie frühmorgens aufstehen, und meine »Großmutter das Waldweibel rufen will, ist es schon »über alle Berge fort gewesen.«

Georg: Sey es noch so wenig, was ich bringe, das Baumdrieben liefert wenigstens einen Beitrag zur Erklärung der Zauberei, die man mit dem Baumschälen trieb, deutet die besondre Weise an, wie selbige gehandhabt wurde.

Theodor: Läßt indeß uns fortwährend in Ungewißheit über die Tendenz solcher Zauberei, und in der Erklärung dieses Baumdriebens hast du unbefugter Weise selbst uns vorgegriffen.

Elsbeth: Die ganze Neuigkeit, die wir daraus erfahren, ist, daß ein Waldweibchen so menschenartig wehklagen und doch so gut es sich dabei schmecken lassen kann; und das ist widerwärtig.

Aimar: Das Persifliren dieses Umstandes konnte mindestens Georg der Alterthumforscher sich ersparen. Diese Art und Weise den Schmerz zu äußern — mit Gunst der Damen sey es gesagt — ist eben das Interessanteste in seiner Mittheilung. Es ist die ächte, altdeutsche Todenklage auf gesundes Gefühl gegründet und ohne Sentimentalität geäußert. Das Waldweibchen giebt der Seele — wenn ich eine solche für dasselbe antizipiren darf — in seiner Wehklage, was der Verlust des Männchens für sie fordert, und ge-

währt dabei zugleich dem Leibe, was dieser mit Recht in Anspruch nimt; ganz so, wie wir unter unsern Landleuten bis heut zu Tage noch es finden.

Agathe: Noch dürfte das Waldmännchen Erwähnung verdienen, das hier zum ersten Male eingeführt wird, und bei seiner eigenthümlichen Schüchternheit, niemals gleich seinem Weibchen, zum Hausgenossen der Menschen werden konnte.

Anna: Wohl aber bleibt noch die Frage, ob mit diesem zerrissenen Vortrage die Verbindlichkeit unsers Freundes genügend gelößt sey? Ich trage darauf an, daß Georg uns verspreche, für den Fall, daß Zeit dafür noch übrig bleibt, eine zweite mehr bedeutende Sage nachzuliefern.

Georg: Ja, ja! laßt mich nur dießmal loß, am Versprechen soll es nicht fehlen, und Wort halten werde ich gewiß, wenn es möglich ist.

Elsbeth: Da die Herren so galant gewesen sind, lauter niedliche Weibchen aus dem Geschlechte der Holz- und Moosleute uns vorzuführen, so liefere ich, um auch die Männchen darunter zu Ehren zu bringen, in freundlicher Erwiederung.

Das besänftigte Holzmännchen.

Auf der Thalwiese unter dem bei Bucha gelegenen Buchenholze brachte ein Bauer aus jenem Dorfe sein Heu so eben in Haufen oder Schober. Ein junges, muntres Waldweibchen sprang aus dem Holze hervor, warf sich darauf und zerstöhrte in ausgelassenem Muthe des Landmannes mühevolle Arbeit. Dieser bat den kleinen Ruhestörer, abzulassen von dergleichen Kinderstreichen. — Das neckende Wesen fuhr nur um so eifriger in seiner unwillkommnen Beschäftigung fort. Mit Lachen erwiederte es seine Drohungen. Da gieng es mit des Bauern Geduld zu Ende; er versetzte mit dem Rechenstiele dem Wildfang des Waldes einige empfindliche Schläge. Laut auf im Schmerz schrie das gezüchtigte Waldweibchen und siehe da, aus dem Holze sprang das Waldmännchen hervor und rief zornig dem Bauer zu:

„Schau! schau!

„Bauer du, was hast du vor mit meiner Frau?“

Seiner gerechten Sache sich bewußt, deutete die-

ser auf den angerichteten Schaden und erzählte ruhig den Hergang der Sache, wie oft er abgemahnt und wie fruchtlos jede gütliche Vorstellung bei dem muthwilligen Dinge gewesen sey; er habe sich nicht anders helfen können. Nach kurzem Bedenken ergriff das Waldmännchen sein Weibchen bei der Hand, sprach:

„Wie du gethan,
„Nimm hin deinen Lohn!
„Hätt' er dich umsonst geschl''an (geschlagen)
„Wär 's um ihn geschehn."

und führte es unter Verweisen über sein unartiges Betragen in den Wald zurück.

Theodor: Eine niedliche Sage, die jene Muthmaßung zu bestätigen scheint, daß die Waldleutchen heran gezogene Heimchen seyen. Gerade so munter und neckend, wie dort auf Cosdorf und Rödern seine Vorfahren, wird das ähnlich kleine Wesen hier eingeführt, und sogar der Umstand, daß es an den Heuschobern seinen Muthwillen ausläßt, ist hierbei nicht ohne Gewicht, er spricht dafür, daß man sich an jene auf die Wirthschaft Einfluß übenden Erdgeister noch recht wohl erinnerte.

Margarith: Traurig nur, daß selbst unter diesen kleinen Waldbewohnern schon die Weiber eine untergeordnete Rolle spielen. Die männliche Herrschsucht hat sich frühzeitig geäußert.

Aimar: Auffallend ist jedoch ein Umstand, der in der Zeiten Laufe sich geändert hat. — Das Waldweibchen widerspricht in dieser Sage nicht.

Georg: Eine voreilige Behauptung; du kannst nicht wissen, was im Holze drin noch vorgegangen ist.

Aimar: Meinst du? — dann bekenne ich zur Sühne für die ähnliche Folge: die deutschen Frauen standen von jeher in ungleich höherem Ansehn als die Frauen unter den übrigen Völkern der Vorzeit. Sie führten bei unsern Altvordern die Wirthschaft und walteten fast unumschränkt im Hause, begleiteten ihre Männer wohl auch in die Gefahren des Krieges, und ganze Völkerschaften befolgten die Rathschläge der weisen Alrunen.

Elsbeth: In billiger Erwiederung dessen versichern auch wir dem kleinen Waldmanne, der vernünftigen Vorstellungen doch Gehör giebt und seinen Zorn so gut zu zügeln weiß, alle Achtung.

Gustav: Die Grundidee des Ganzen finde ich in dem Anspruch des Bauern auf das Gefühl

für's Recht bei dem Holzmännchen angedeutet. Gleiches Recht und Gesetz scheint das tiefempfundene Bedürfniß des deutschen Volkes demnach sehr frühzeitig schon gewesen zu seyn, und zartsinnig schreibt der Bauer aus Bucha Sinn dafür sogar den geistigen Wesen in seiner Umgegend zu. Es ist ein thatsächlicher Beweiß des Satzes: Recht muß doch Recht bleiben, — auf den noch jetzt der Landmann sich so gern beruft.

Anton: Der Schalk in der den Deutschen angebornen Rachsucht blickt gleichwohl unter diesem scheinbaren Rechtsgefühl hervor mit der Versicherung: „Hätt' er dich umsonst geschla'n, wär's um ihn „geschehn."

Gustav: Auch diese Aeußerung und die ganze Rachsucht der Völker in ihrem Kindesalter beruht eigentlich auf einem Gefühl für Recht und Gerechtigkeit, das sich nur unter ihnen, auf Willens- und Körperkraft gestützt, einseitig und eigenmächtig zu äußern pflegt. Darum dürfen wir uns nicht wundern, daß wir jede Art der Rache, bis hinauf zur Blutrache, zu jenen Zeiten erlaubt und sogar als gesetzliches Erforderniß gewahren.

Agathe: Ich empfehle als kleine Herzensgabe von mir der Gesellschaft zu gütiger Beachtung.

Das Waldkind und die goldne Wiege.

Eine Bauersfrau aus Wilhelmsdorf gieng, Holz zu lesen, auf den Hungersberg. Das Wimmern eines Kindes lockte sie tiefer in den Wald, als sie noch sonst gewesen war. Dort erblickte sie in einer gerundeten Baumrinde liegend den kleinen Schreier und Mitleid ergreift ihr Herz; hatte sie doch auch ein säugend Kind daheim. Sie setzt sich nieder, nimt das Waldkind auf und reicht ihm ihre Brust. Begriffen in solcher Pflege ihres Kindes trifft das zurückkehrende Waldweibchen die Bauersfrau, staunt und spricht:

„Bauernblut,
„Du bist gut!
„Mach ich's quitt;
„Reuen soll dich heut kein Tritt.

„Gieb geschwind
„Mir mein Kind,
„Und zum Danke nimm die schöne Wiege mit.“

Mit diesen Worten reichte das dankbarfreundliche Waldmütterchen der Bäuerin die Baumrinde, worin das Kind gelegen hatte.

„Es ist nur, daß ich euch den Willen thu,“ — sprach diese drauf — „ich habe schon genug zu tra- „gen;“ nahm ihre Bürde auf, brach sich ein kleines Stückchen von der gerühmten Wiege los, warf es über die Achsel auf das gesammelte Reissig, und gieng zufrieden ihres Weges weiter.

Am andern Morgen, als sie das aufgelesene Holz in den Ofen schiebt, glänzt Etwas hellstrahlend daraus hervor. Sie sucht, es war der Splitter, den sie von der Wiege des Waldkindes abgebrochen hatte; die ganze Wiege war von lauterm Golde gewesen.

Elsbeth: Sieh da, wir kommen zur Bekanntschaft der ganzen Familie dieser niedlichen Waldgeister. Den kleinen Herrn Gemahl des Waldweibchens führte ich selbst, mittelst der vorigen Sage

bei uns ein, und hier finden wir mit der Wilhelmsdorfer Bauerfrau nun auch ein derartiges Kind.

Georg: Ein sehr natürliches Ergebniß, da wir unverkennbar in das Waldreich dieser wunderlichen Wesen jetzt eingetreten sind, von denen wir bisher nur Wirkungen wahrgenommen, einzelne Erscheinungen gehabt, und je zuweilen einen Besuch zu Hause empfangen haben.

Anton: Ihre Verhältnisse zu einander kommen mir aber doch ein wenig gar zu menschlich vor. Ehemann und Ehefrau — Mutter und säugendes Kind — so wie die Wiege. — Ich behaupte, daß in diesem Allen sich bloß das liebe Selbst unsers Landvolkes ab- und wiederspiegelt.

Anna: Immerhin! unsre Bauern haben sich keines sie bezeichnenden Zuges in dieser Sage zu schämen. Wie schön ist doch die herzensgute Bäuerin mit ihrem Muttergefühle gezeichnet.

Margarith: Ja, und wie rührend ist die Dankbarkeit des Waldmütterchens, das in seinem Eifer sogar des Kindes Wiege zum Dankesopfer bringt.

Agathe: Auch ist unter diesen schönen Zügen

nicht zu übersehen die zarte Nachgiebigkeit der Bauerfrau in Annahme des ihr nutzlos scheinenden Stückchens Baumrinde, bloß um dem Dankgefühle der Waldmutter nicht weh zu thun.

Gustav: Gewiß nicht, und eben so wenig am Schlusse der Umstand, daß keine störende Sehnsucht nach dem Ganzen der goldnen Wiege sich bei der Bäuerin kund giebt. Sie trug das wahre Gold im Herzen, und ich nenne diejenige Zeit ein wahrhaft goldnes Zeitalter, worin der große Haufe so zu fühlen und zu dichten wußte.

Aimar: Dabei wird mir zugleich recht deutlich und klar, wie diese und ähnliche Sagen die Phantasie des Landmannes gebildet haben mag von innerem Bedürfnisse dazu gedrungen, während der Stoff zu andern Sagen — nach Georgs Angabe — von aussen sich darbot, früher in Erinnerungen an die Vorzeit, später in auffallenden Namen und Bildern.

Anna: Um noch eine Mittheilung aus dem Sagenkreise über die Waldweibchen liefern zu können, habe ich mich aus dem Orlagau hinaus in's Ausland wenden müssen. Am jenseitigen Ufer der Saale, in der Nähe der Stadt Leutenberg, vernimmt man von dem Bauer folgende Erzählung, ich benenne sie

Das
Brod mit den harten Thalern.

Zwei Bauernweiber schlenderten, die leeren Tragkörbe auf den Rücken, von Steinsdorf in die nahgelegene Waldung, und besprachen freundlich sich miteinander über ihre häuslichen Geschäfte. Brod backen wollten beide am nächsten Morgen für die Menge brodzehrender Leute, die sie daheim zu beköstigen hatten. Da wurde mit einem Male ein Waldweibchen ihnen zur Seite sichtbar, bat und sprach:

„Backt doch ein Brod
„Auch mir in meiner Noth,
„Groß oder klein,
„Am besten wie ein halber Mühlstein.“

„Ach liebe Frau! wir haben Mäuler selbst genug „zu füttern,“ — ergieng der Bäuerinnen Antwort — „der Ofen langt kaum zu, um Brod genug für uns „zu backen.“

„Darum wißt ihr auch wie Mangel thut und Ar„muth drückt,“ — erwiederte die kleine Bettlerin — „Er„barmt euch doch, backt mir ein Brod und legt es „morgen hierher auf diesen dreifach bekreuzten Stock.“

Weg war nach diesen Worten das wunderbare Wesen. Die Bauernfrauen besprachen hin und her, was zu thun sey; gutmüthig meinten sie zuletzt: sie dürften doch das arme Ding nicht vergebens Brod auf leerem Stocke suchen lassen, und buken aus ihrem kleinen Vorrath an Mehl gemeinschaftlich ein Brod, so groß wie andre Brode auch. Drauf giengen sie und trugen es in den Wald an den bemerkten Ort.

Nach drei Tagen machten jene Weiber denselben Weg in das Holz. Das Brod fiel ihnen ein; wird es denn das Waldweibchen geholt haben? — sie sahen nach, — o! die ihnen so schwer gewordene Gabe lag noch auf derselben Stelle, unangerührt wie es schien. Hatte die kleine Frau sie bloß zum Besten gehabt mit ihrer Bitte und die Gabe nun verschmäht? war die Hilfe zu spät für die Leidende gekommen? — oder war sie unterdeß eine Beute Berndieterichs geworden? — es bekümmerte die eine Möglichkeit wie die andre und dritte die guten Bauernweiber. Unrecht aber — das sahen sie ein — wäre es gewiß, wenn sie das liebe Gut noch länger draussen wollten liegen lassen. Sie nahmen das Brod auf, aber, hilf Him-

mel! wie schwer war es doch geworden; das konnte nicht mit rechten Dingen zugehen. Neugierig schnitten die sich verwundernden Weiber den Laib Brodes auf, und — lauter harte Thaler rollten daraus hervor. Wer war froher erschrocken als die Beiden? Redlich wurde der reiche Lohn ihrer Gutherzigkeit von ihnen getheilt; es war Geldes genug für ihr beiderseitiges Auskommen auf lange Zeit hinaus.

Gustav: Diese Sagengabe eignet sich gut zu einem Vergleich mit den beiden zuvor gelieferten Sagen, um daraus den Unterschied zwischen Volksdichtung und Priestermythe darzuthun. Hier ist vorbedachte Absicht, während dort sich Gefühl und Laune nach Lust und augenblicklichem Bedürfnisse ergehen. Eine christliche Tugend wird hier unsern Vorfahren eingeschärft, jene Bauernweiber werden geprüft, und als sie die Prüfung wohl bestehen, reichlich belohnt, um Andre dadurch zur Nacheiferung anzulocken; dagegen spricht sich in jenen Sagen das dem Volke angeborne Rechtsgefühl, der ihm eigenthümliche Sinn für's Gute, so ungesucht als liebenswürdig aus. Ja, selbst daß die Pflicht der Wohlthätigkeit so ganz im

Allgemeinen hier vorkommt und empfohlen wird, zeugt für Mythe; denn in dem Waldkind und der goldnen Wiege spricht sich zwar etwas dem Aehnliches aus, aber unaufgefordert und in einem ganz speziellen Falle. Rechne ich dieß Alles zusammen, so möchte zu der vorliegenden Sage nicht bloß die Grundlage sondern der ganze Stoff dem Volke übergeben worden seyn, und nur Einiges in der Ausschmückung demselben eigenthümlich angehören.

Margarith: Ich finde noch Etwas, das die im Hintergrunde wirkende Geistlichkeit bezeichnet: das Waldweibchen giebt sich für arm und dürftig aus, verstellt sich gegen die beiden Bauernweiber; — nicht wahr, dergleichen ist dem einfachen Landmanne gewiß nicht in den Sinn gekommen.?

Aimar: Auch dieser Beweis läßt sich hören. Gleichwohl behaupte ich, die christliche Tugendlehre konnte dem Volke in keiner mehr anziehenden Weise vorgetragen worden, als mittelst solcher sinnigen Erzählungen. Wie wenig vermag die Fabel in ihrer abstrakten Sterilität dieselben zu ersetzen.

Anna: Bleibt wirklich dem Volke nichts davon übrig als die Ausschmückung, so ist doch auch

diese nicht zu verachten. Der Gedanke: es wäre unrecht, wenn wir das liebe Gut oder Brod im Freien länger liegen ließen; — der Ausdruck: wir dürfen doch das arme Ding nicht Brod auf leerem Stocke suchen lassen; — sind bloß unter den Landleuten zu finden, und beweisen einen Zartsinn, von dem vielleicht noch Manches zu lernen wäre.

Agathe: Dahin gehört wohl auch die schon öfters vorgekommene Bezeichnung dessen, was dem Landmanne besonders werthvoll ist, z. B. das liebe Brod, das liebe Vieh, das liebe Getraide. Es liegt darin etwas Herzliches, das wohlthuend auf mich wirkt.

Anton: Nur verläugnet sich dieses Zartgefühl gänzlich in der unbescheidenen Bitte der Waldfrau: „backt mir ein Brod so groß, wie ein halber „Mühlstein.“

Georg: Lieber Anton! laß dich in deinem Sagengenusse dadurch nicht stöhren. Das Holzweibchen bezeichnet den Umfang seiner Bitte nur mit einer heidnischen Handmühle, deren Größe unsre hausbackenen Brode nicht viel übertroffen haben mag. Ein Brod demnach, nur wie ein halber solcher Mühl-

stein, war eine Gabe, um welche das Weibchen ohne Verletzung der Bescheidenheit ansuchen konnte.

Elsbeth: Noch finde ich in den Worten: „das „kann nicht mit rechten Dingen zugehen,“ die wir so häufig im Munde des Volkes finden, eine Folge derartiger Behandlung und Erziehung desselben. Unsre Landleute, denen ihre frühern Götter als Dämonen bezeichnet wurden, denen ihre Seelsorger überall eine wundervolle Einwirkung gut= und bösartiger Geister vorspiegelten, mußten wohl einen Unterschied machen lernen, zwischen Ereignissen, die mit rechten und andern, die nicht mit rechten Dingen ihnen zuzugehen schienen, zwischen einem begreiflichen und einem unbegreiflichen Erfolge ihrer Handlungen; und ich meine selbst Anton's Verwunderung über den noch vorhandenen Aberglauben müßte dadurch sich lösen lassen.

Margarith: Für mich ist kein Stoff mehr über die Waldweibchen vorhanden, darum wende ich mich zu einer Sage, deren Gegenstand noch am nächsten mit ihnen verwandt mir schien und bringe.

Das
Futtermännchen zu Ruppitz.

Nicht weit von Ranis ab liegt Ruppitz, früher ein ansehnliches Dorf jetzt nur noch eine einzeln liegende Schäferei. Doch früher oder später darauf kommt nicht viel an, genug die Schäferei war da und der darüber gesetzte Schäfer konnte es sich kaum besser wünschen; er hatte Lob bei seiner Herrschaft, stand in großem Ansehn weit und breit unter seinen Standesgenossen und führte dabei ein höchst gemächliches Leben. Denn wollte er der Heerde Futter reichen, so war, ohne daß er darum wußte, das Schaafvieh schon abgefüttert; sah er nach dem Futtervorrath — es war keine Abnahme daran zu bemerken, und die ihm anvertraute Heerde zeigte sich gleichwohl als die schönste und wollenreichste in der ganzen Gegend. Kein Stück derselben erkrankte, während anderwärts die Schaafställe bis zur Hälfte aus-

starben. Da war nun gut Schaafmeister seyn. Als ein pfiffiger Mann hatte er lange schon erlauscht, daß bei Nachtzeit ein kleines Männchen in den Stall sich schlich und darin handthirte, mochte es doch, der Schäfer that, als ob er gar nichts merke, und ließ das wunderliche Schaafknechtlein nach Belieben schalten und walten. Viele Jahre lang hatte er auf diese Weise der Ruhe gepflegt und sich recht wohl befunden. Eben war die Heerde wieder eingewintert worden und des Tages über ein ziemlich tiefer Schnee gefallen, da sieht in der Dämmerung der Schäfer in dem Schnee die Fußtapfen seines kleinen Futtermännchens, und bemerkt zu seinem Leidwesen, daß es barfuß laufen muß. Das kann er unmöglich zugeben, er hat das kleine Wesen in seiner Brauchbarkeit lieb gewonnen — der Winter währt lang, und lange Zeit noch gedenkt er es in seinem Dienste zu behalten — es muß Rath geschafft werden. Vorsichtig nimt er das Maas der Fußtapfen im Schnee und läßt dem kleinen Barfüßler ein Paar feine Schuhe machen. Die trägt er, als es Nacht werden will, in den Schaafstall, und will nur mit ansehen, wie das arme Ding sich über die Bescheerung freuen

werde. Damit ist es freilich nichts gewesen. Das Futtermännchen kommt, nimt wohl die Schuhe, spricht aber ganz traurig dabei: „Ach! nun wissen „sie es, und ich muß fort.“ Von der Zeit an hat der Schaafmeister selbst an die Arbeit gehen müssen, und es ist doch mit ihm und mit den Schaafen rückwärts nur gegangen.

Georg: Dem Vorgetragenen will ich sogleich den von mir verlangten Nachtrag beifügen. Da er bloß ein Seitenstück zu Margarith's Gabe liefert, können wir dann über beide Sagen zugleich urtheilen.

Das
Futtermännchen zu Thiemendorf.

Ein Futtermännchen hatte sich auf dem Gute eines Bauern zu Thiemendorf, jenseits der Saale, eingenistet, und unangefragt die Verpflegung des Viehstandes übernommen. Des Nachts, wenn alle Bewohner des Hauses zur Ruhe sich begeben hatten, wurde es lebendig in den Ställen. Man hörte Hecker-

ling schneiden, dem Vieh aufstecken und vorlegen, es tränken, putzen und striegeln, und wenn der Hausherr morgens in seine Ställe kam, war alles schon geschehen und abgethan. Sichtbar gedieh der Viehstand unter der wunderlichen Pflege. Die Ochsen und Kühe dieses Bauern wurden rund und glänzend und waren bald die schönsten in der Dorfschaft, die gesuchtesten von Käufern weit und breit umher. Sein Wohlstand wuchs von Jahr zu Jahre. Keiner Mästung bedurfte es von seiner Seite, wenn ein Stück darunter zum Schlachten ausgezeichnet wurde, das Futtermännchen wußte es ohne menschliches Hinzuthun in Kurzem für diese Bestimmung zu bereiten. Sehr ungehalten dagegen schien der kleine Stallgeist auf faule, unordentliche Knechte und Mägde. Hatte ein solcher Dienstbote sich abends etwa unausgekleidet zur Ruhe gelegt, so stand er gewiß früh zur Schau für Hausleute und Nachbarn in dem verwirrtesten Anzuge wieder auf. Dem Knechte waren Latz und Hose auf der hintern Seite zugeknöpft; die Magd hatte Rock und Mieder verkehrt an dem Leibe, das Halstuch vorn angesteckt und auf dem Rücken zusammen geschlagen, die Schürze hieng von hinten

herunter, und keins von ihnen wußte, wie es aus dem tollen Anzuge wieder herauskommen sollte. Oder waren sie nicht früh genug auf den Beinen, so brannte es ihnen wie glühende Kohlen auf den Leib, daß sie laut aufschreiend von ihrem Lager in die Höhe fuhren. Unter solchen Gefahren mochte kein Gesinde in diesem Hause bleiben, ja der Bauer selbst fühlte sich in seiner Ruhe gestört, es wurde ihm unheimlich zu Muthe, als sich zu mehrern Malen ein Männchen in einem alten, grauen Kittel sehen ließ. Deßhalb hielt er für das Beste, gegenüber ein neues Haus aufzuführen, war er doch jetzt reich genug dazu. Bald stand das Gebäude da, und schon war der folgende Tag zum Einzuge bestimmt, um sich dadurch des unheimlichen Gastes zu entledigen. Da gewahrte man in tiefer Abenddämmerung das wohlbekannt gewordene Futtermännchen an dem Bache, der bei dem alten Wohngebäude vorüberfloß, wie es ämsig sein graues Gewand in das Wasser tauchte und zu reinigen suchte. Das mußte etwas Besonderes zu bedeuten haben. Man wagte vom Fenster aus zu fragen: was es da mache? Ohne sich stören zu lassen erwiederte der kleine Mann:

„Da wisch ich und wasch ich mein Röckchen mir aus,
„Denn morgen beziehn wir ein neues Haus.“

So waren denn alle die großen Anstalten, den gefürchteten Hausgenossen los zu werden, vergeblich gewesen. Die Familie fügte sich nothgedrungen in seine Nähe, und die Wirthschaft gieng ferner — reichen Gewinn übrigens gewährend — in der bisherigen Weise fort.

Viele Jahre später übernachtete ein Mann, der aus weiter Ferne kam, in diesem Hause. Das Gespräch kam auf das graue Männchen, man klagte seine Noth. — „Hm!“ — sagte der Fremde — „wollt „ihr es los seyn, so laßt ihm nur ein neues Röck„chen machen, und legt, wenn es Nacht wird, das „Röckchen auf den Futterkasten, dann gebt Acht, was „drauf geschieht.“ Das neue Röckchen wird angeschafft und auf den Kasten gelegt, die Familie steht und lauscht. Da kommt das Futtermännchen, sieht das unfreundliche Geschenk und spricht trauernd:

„Da hab ich meinen Lohn,
„Nun muß ich davon,“

und nie ist es seit jener Zeit wieder gesehn worden, aber auch niemals hat man so schönes Vieh wieder

gesehn, denn der Viehstand jenes Bauern sank mit dem Verschwinden des Futtermännchens, und bald waren seine feisten Ochsen und Kühe dem Vieh des geringsten Bauern im Dorfe gleich.

Aimar: Die Aehnlichkeit der Moos- oder Holzweibchen mit diesen Futtermännchen möchte sich bloß auf ihre Gestalt und Größe beziehen lassen; denn während jene leicht zu erzürnen und zu vertreiben waren, weichen die Futtermännchen nur selten aus dem von ihnen erwählten Hause und Gehöfte; wenn die Waldweibchen immer zunächst auf sich selbst sehen, so weihen unsre neuen Bekannten sich ganz uneigennützig, ohne Anspruch auf irgend eine Vergeltung, dem Vortheil des Hausherrn in der Pflege seines Viehes; und wenn sich bei jenen nur das liebe Selbst unsrer Dorfbewohner ab- und wiederspiegelt, so giebt sich bei diesen eine Tiefe des Gemüthes kund, über deren Abstammung man in Zweifel geräth.

Anna: Ich möchte in ihnen den besondern Seegen erkennen, der auf manchem Hause, mancher Wirthschaft ruht, und den der Genießende dahin

nehmen soll, ohne darüber zu grübeln und zu deuteln, — gutartige Geister, Schutzgeister der Viehzucht, die ihre Freude in der Pflege des Viehes finden, aber das Berühren mit Menschen, die Einsicht in die Art und Weise ihres Wirkens nicht vertragen können.

Anton: Ein Zug koboldartiger Natur dürfte doch mit eingerechnet werden müssen, er leuchtet deutlich hervor aus der an den Knechten und Mägden verübten Neckerei. Auch fällt bei dem Männchen, das seinen Kittel wäscht, um unberufen in die neue Wohnung mit einzuziehen, unwillkührlich jener Kobold ein, der, während ihn der Bauer in und mit der Scheune verbrennen will, lachend auf dem Schubkarren sitzt, den dieser noch aus dem Feuer rettet, und ihm zuruft: „Du, es war hohe Zeit, daß wir uns „beide noch gerettet haben.“

Elsbeth: Den Namen Futtermännchen haben diese Geisterwesen jedenfalls von ihrer Beschäftigung erhalten, so wie die Wald- oder Moosweibchen nach ihrem Aufenthalt und ihrer Bekleidung benennt wurden.

Theodor: Zu Folge der ähnlichen Ableitung hat das Landvolk auch seine Baumännchen, die zu-

weilen bei einem Neubau behilflich sind, daß alles schnell und glücklich von statten gehe; Mittagsmännchen, die, wenn der Landmann in der Aerndtezeit Mittagsruhe hält, bei dem geschnittenen Getraide Wache halten; und Abendmännchen, welche des Abends die Steine von den Wegen ablesen, damit niemand sich stoße und verletze, von ihnen fürchten kleine Kinder, daß sie bei spätem Ausgang aus Versehen mit aufgelesen werden könnten.

Georg: Und sehr bemerkenswerth ist, daß gerade diese Art von Sagen bis in die neueste Zeit herein reicht und noch täglich in der Phantasie des Landmannes neu sich bildet. So erzählt derselbe, daß seit mehrern Jahren ein Futtermännchen auf dem Ritterguthe Wöhlsdorf eingezogen sey; bei dem Erbau der Kirche zu Großkamsdorf wurde ein Baumännchen gewahrt, und die Dorfbewohner in der Nähe von Rudolstadt sind wenigstens in der Mittagszeit vor Felddiebstahl gesichert, denn der Glaube an das schützende Mittagsmännchen hat sich dort bis jetzt erhalten.

Gustav: Die eigenthümliche Schönheit der beiden letzten Sagen liegt im Schluß derselben, in

der Aeußerung: „Nun wissen sie's, sie haben mich „abgelohnt, und ich muß fort." Zarter, sinniger kann das Streben still und unbemerkt zu helfen und zugleich der Schmerz über Stöhrung, die aus dem lieb gewordenen Verhältnisse vertreibt, wohl nicht ausgedrückt werden. — Ich selbst fühle mich ganz in die Klage dieser Futtermännchen hinein, denn leider auch ich muß fort aus der mir lieb gewordenen Gegend, und scheide mit der Hoffnung, daß die Volkssagen aus dem Orlagau, nächst einer gemüthlichen Unterhaltung auch so manchen Beleg zur deutschen Alterthumkunde, manchen Aufschluß über die Eigenthümlichkeiten unsrer Landleute geliefert haben werden. Mögen sie uns in freundlicher Erinnerung bleiben!

Gedruckt mit Maurer'schen Schriften, in Ranis.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Inhalt.

Seite.

1. Salah's Kinder und der Saalaltar . . 31.
2. Die Riesenburg . . . . 38.
3. Die goldne Schäferei, oder Ilsa die Drude in den Urvesten der Burg Ranis . . . 49.
4. Der Feuergeist im Wilzenthale . . . . 77.
5. Kresse . . . . 93.
6. Der Sagenkreis über Perchtha.
   a. Die Ueberfahrt der Perchtha, oder das Leben in Cosdorf und Rödern . . . . 113.
   b. Der Wagnermeister aus Colba und sein Knecht . . . . 126.
   c. Die von Perchtha gestrafte Magd . . 133.
   d. Das Kind mit dem Thränenkruge . . 142.
   e. Perchtha als grausiger Dämon . . . 153.
   f. Die betrogene Perchtha . . . . . . 159.
   g. Die alte Spinnerin zu Langendembach . 166.
   h. Perchtha und der arme Bergmann . . 173.
   i. Perchtha und die Leute aus Jüdewein . 182.

7. Der Sagenkreis über die Waldweibchen.
a. Das Waldweibchen im Bauernhause zu Wilhelmsdorf . . . . 188.
b. Das Waldweibchen mit dem zerbrochnen Schubkarren . . . . 205.
c. Der verschmähete Kuchen . . . . . 208.
d. Das Waldweibchen auf der Wagendeichsel 212.
e. Die Todenklage eines Waldweibchens um sein Männchen . . . . 222.
f. Das besänftigte Holzmännchen . . . . 227.
g. Das Waldkind und die goldne Wiege . 231.
h. Das Brod mit den harten Thalern . 235.
8. Das Futtermännchen zu Ruppitz . . . 242.
9. Das Futtermännchen zu Thiemendorf . 243.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Frem

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Börner, Wilhelm, 1788-1855 [Herausgeber]

Volkssagen aus dem Orlagau nebst Belehrungen aus dem Sagenreiche

Altenburg 1838

Germ.sp. 66 u
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10018652-2